



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

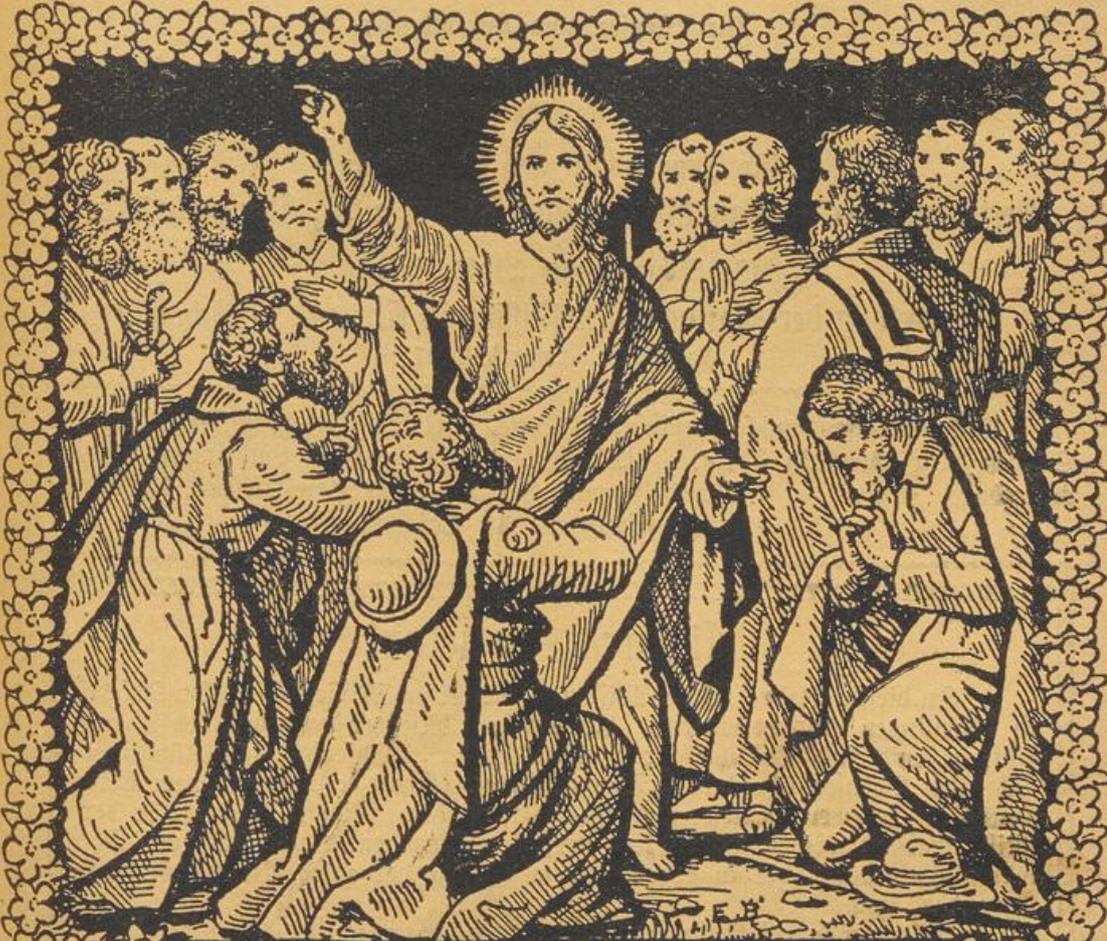
Vergißmeinnicht 1923

4 (1923)

4. April

Vergißmeinnicht

Allustrierte Beitschrift
= der =
Mariannhiller Mission.



Gehet hinaus in alle Welt!

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Der Reinvertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer hl. Religion verwendet, weshalb der hl. Vater Papst Pius X. zu wiederholten Malen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

für die Abonnenten des Vergißmeinnicht werden täglich in der Klosterkirche zu Marianhill 2 oft 3 hl. Messen gelesen.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten

für Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Südtirol:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicherring 3.

Postcheckkonto Nürnberg 194.

für Belgien und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Grandenburgerstr. 8.

Postcheckkonto Köln 1652.

für Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23a.

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Gersau, Ct. Schwyz.

Postcheckkonto Luzern VII. 187.

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint 28 Seiten stark und kostet ganzjährlich für
Schweiz u. Liechtenstein 3 Fr. Südtirol 5 Lire Elsaß-Lothringen, Belgien,
Luxemburg 4 Fr. Tschechoslowakei 8 c Kr. Jugoslawien 15 Dinar
Rumänien 30 Lei

Missionsbrüder!

In diesem Jahre ist die Missionsdruckerei im Missionshause St. Joseph in Reimlingen eröffnet worden. Im dortigen Missionshause befindet sich von jetzt an auch das Postulat für Missionsbrüder. Opferfreudige Jünglinge aus allen Berufen (Handwerk, Technik, Landwirtschaft etc.), die sich dem Missionsberuf widmen wollen und ihre Kräfte dem Dienste Gottes in der Missionsarbeit weihen wollen, sind herzlich willkommen. Namentlich erwünscht wären auch solche, die in irgend einem Zweige der edlen Buchdruckerkunst bewandert sind.

Anfragen betreff Aufnahme wolle man richten an:

Hochw. Herrn P. Provinzial,

Mariannhiller Mission, Würzburg, Pleicherring 3.

Bergißweinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Nr. 4.

April 1923.

Jahrgang 41.

Bange nicht, mein Herz!

Bange nicht, mein Herz!
Schaue himmelwärts!
Dort in ew'ger fern
Strahlt ein goldner Stern

Gib dich ganz dem Herrn
Und vertrau ihm gern:
Lieb' um Lieb'. hab Mut,
Alles geht dann gut.

Bange nicht, mein Herz,
Zieht's dich erdenwärts:
Was da glänzt und gleißt
Achtet nicht der Geist!

Braust die Sturmesflut,
Sinkt dein schwacher Mut,
Auf dein „Hilf, o Herr!“
Stillt er Sturm und Meer.

Bange nicht, o Herz!
fest wie Stahl und Erz,
Eichenstark im Sturm
Steht dein Glaubenssturm.

Weißt du, wer im Leid
Stets zur Hilf bereit?
Mutter! Süßes Wort!
Mutter, sei dein Hort!

Bangen soll's dir nicht!
hör! Dein Heiland spricht:
„Gib dein Herz mir, Sohn,
Und ich bin dein Lohn!“

Gottesmutter mild
Sei dein Schutz und Schild,
Und an ihrer Hand
Geh' durch's Erdenland!

Herz, nun bange nicht,
Tue deine Pflicht
Jeden Tag aufs neu:
Tapfer und getreu!

P. D. Sauerland, R. M. M.





Meine Ostern in Mariannhill.

Von P. Ignatius Arnoz, R. M. M.

Nun finde ich mich wieder ein, liebe Vergißmeinnichtleser, um euch wieder einmal etwas zu erzählen. Meine Reise nach Afrika habt ihr ja, wie ich hoffe, verfolgt, und ich bin fest überzeugt, mancher von euch wird dabei gedacht oder gar gesagt haben: „Herrschaft, so eine Reise muß etwas Schönes sein, die wollte ich gerne auch mitmachen!“ Ich glaube es; aber wenn es auch nur wieder zurück ginge in die Heimat, nach Europa, nicht wahr? Denn in Afrika bleiben, vielleicht sein Leben lang und dazu gar das harte Los eines beschwerlichen Missionslebens teilen, wer findet sich da bereit? — Doch, meine Lieben, folgt mir nur ruhig, ich wette, ihr werdet euch in Afrika ebenso wohl fühlen, als auf der Reise nach Afrika. Ich bin gesonnen, euch von Zeit zu Zeit einige Punkte aus meinen tagebuchartigen Skizzen hervorzuheben; ich meine, es wird euch das Wohltun und euch begeistern für eure Mitarbeit für die Missionen.

Als ich — ich glaube, es war auf meiner Missionsvortragstour im Eichstädtischen — im Lichtbilde das Äußere unserer großen, schönen, zweitürmigen Josephskirche (zur Benützung für die Eingebornen der Mariannhiller Farm einschließlich) vorführte, da entfuhr fast überall den Lippen der Leute das „Ah“ der Bewunderung. Und mit Recht! Wenn man sich in dieser Kirche befindet, wirft man sich unwillkürlich die Frage auf: Warum denn ein so großes und schönes Werk für die Schwarzen? — Es haben dies schon viele der zahlreich sich einfindenden Besucher ausgesprochen. Die Antwort ist ja nicht schwer. Erstens baut man die Kirchen ja für den lieben Gott, für den ja nichts zu gut sein kann, und zweitens baute man die mittlerweile schon wieder zu klein gewordene Kirche für die Schwarzen, die ja Menschen und Christen sind wie wir, nur — nicht durch eigene Schuld — anderswo geboren —, Menschen, die man aber darum nicht nach dem Grundsatz behandeln darf: für die ist alles gut genug . . . Nein, „was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan,“ sagt der Heiland, unser Gott und Herr. Denken wir uns nur tief hinein in den Sinn dieser Worte; sie erschließen uns eine weite Perspektive tätiger Nächstenliebe. — In diese Josephskirche bin ich an einem Mittwoch vor Ostern zur Abhaltung des Gottesdienstes für die Schuljugend gebeten worden. Ich ging mit Freuden, auch wenn ich nichts Kaffrisches verstand oder beten konnte. Ein Glück, daß unsere katholische Kirche in keine Nationalkirchen sich aufteilt und ihr Latein hier in Afrika so gut wie in der Tschechoslowakei, meiner Heimat, am Altare gebraucht wird! — Vielleicht ist

hier die Frage erlaubt, ob ein Geistlicher von der neuen tschechoslowakischen Nationalkirche, falls er einmal hieher in die Missionen käme, so lange keine hl. Messe feiern würde, bis er des Kaffrischen mächtig wäre, um durch seine heimatliche Nationalsprache, die den Schwarzen so fremd als Latein ist, die Eingebornen nicht zu langweilen oder zu — beleidigen! Vielleicht weiß mir da einer von ihnen, oder ein Altkatholik, Protestant, Schismatiker überhaupt eine Antwort darauf zu geben. — Während meiner hl. Messe wurde von den kleinen Tageschülern, es waren durchwegs Schüler der niederen Standarts (Normalklassen) abwechselnd gebetet und gesungen. Es war zwar ein Gesang ohne Orgelbegleitung, aber doch mehrstimmig, und ich gestehe, daß mich der



Gesang der unschuldigen Kleinen tief ergriff. Der Kaffer ist ja überhaupt, wie bekannt, sehr sangeslustig; seine Sprache selbst hört sich zuweilen wie Musik an, wirklich reizvoll durch ihren eigentümlichen Tonfall, wie ja schon das einfache „Eheee“ (Ja), das ich so oft hören kann, beweist. Ich versetze mich im Geiste in meine Seelsorge zurück und vergleiche den Gesang von dort und hier. Soll ich ehrlich sein, so muß ich sagen, daß ich hier befriedigter war. Ich gebe zu, daß ich mich von dem Gedanken leiten ließ, was und wo die Kinder wären ohne die Wohltat der Religion; sie hätten auch Gesänge, aber welche, hätten auch „Gottesdienst“, aber was für einen! Ich zweifle nicht im Geringsten daran, daß manchen aus meinen Leuten, die ich gut kenne, die Tränen in die Augen kämen, wenn sie hier zugegen wären, wie auch ich sie oft mühsam zurückhalten muß. Ist es eine Schande, wenn ich es gestehen muß?

Zu tiefst ergriff es mich, als ich vielen dieser Kinder und auch einigen Erwachsenen zum erstenmal die hl. Kommunion reichete. Die schwarzen Kleinen mit den schön gefalteten Händchen! Unwillkürlich betete und dachte ich, als ich bei der Formel das „custodiat“ sprach: „Herr, bewahre sie für dich, wähle sie für dich aus!“ Unter anderen kam eine Frau an die Kommunionbank mit ihrem Kinde in der gewohnten Hocke (Sack) am Rücken. Ein, ich weiß nicht, soll ich sagen rührendes oder erbauendes Bild für einen, der nicht gewohnt ist, es zu sehen. Und dabei geht alles so lautlos und still her, haben ja die Leute keine Schuhe an! Als ich am Schiff mit der Italienerin sprach, die ich in meinem Reisebericht erwähnte, die rastlos im Kongogebiet auf der Suche nach ihrem Mann umherirrte ohne Geld und ohne Sprachenkenntnis, erzählte sie mir, wie tief sie der Sonntagsgottesdienst in der Eingebornenkirche dort ergriffen hatte, die Haltung, das Benehmen in der Kirche und beim Sakramentenempfang. Wie ein Kind habe sie sich wieder einmal ausgeweint. — Ich selbst erinnere mich gut, wie ich einmal in meine Exerzitien ein Bild mitnahm, das mich lebhaft angeregt und angespornt hatte: eine Person, die ich kurz vor meiner Abreise in dieselben vom Kommuniontisch zurückkehren sah auf ihren Platz in tiefer Sammlung, eine mir sonst fremde Person, die ich zufällig von meinem gewohnten Plätzchen in der Kirche aus gesehen hatte. Ja, die Macht des guten Beispiels! Auch die Heidenmissionen liefern Beispiele, die mächtig wirken! Wieviele unserer Leute in Europa werfen die Gnade von sich, ein Heide hier hebt den Schatz, die Perle auf, wird (geistig, seelisch) reich und — heiligt sich!! Es war gut, daß ich die Gebete nach der hl. Messe für mich lateinisch beten mußte; ob ich sie in der Verfassung, in der ich mich befand, laut fertig gebracht hätte, weiß ich nicht.

Am Gründonnerstag ging ich nach unsren Funktionen in der Klosterkirche wieder hinüber in die native-Church (Eingebornen-Kirche) St. Joseph. Wie überrascht war ich, etwa 500 Leute beisammen zu sehen, Knaben, Burschen und Männer rechts, Frauen und Mädchen links. Da waren sie, Kopf neben Kopf, vor ihren Bänken (einfache lange Sitzbänke ohne Lehne und ohne Knievorrichtung) und hinter denselben zwanglos untereinander. Ich machte von rückwärts meine Beobachtungen . . . Wie verfolgten sie alle die Handlung am Altare, wie hielten sie ihr Gebetbuch, ihren Rosenkranz! Man vergißt hier ganz auf den eigentümlichen Geruch, an den man sich in den „Schwarz-Kirchen“ erst gewöhnen muß, an die Ausdünstung der Leute, der Mädchen mehr als der Buben, der Frauen mehr als der Männer. Wenn man an einer gefüllten Kirche vorbeigeht und die Fenster offen stehen, merkt n. m.'s bereits draußen. Freilich, eine fast kaffrisch gewordene Nase merkt nicht mehr, aber meine ist halt noch gar zu europäisch gesinnt, wengleich ihr kölnisches Wasser und dergl. von jeher verpönt war und sie sich den besten Voratz gemacht hatte, überall die „Nase hineinzustecken“, um so gefeit zu sein, für alle kommenden Geschicke in und außer den Eingebornenhütten. Ihr, meine lieben Leser, hättet gewiß auch nicht darauf geachtet, wenn ihr wenigstens die Hälfte

der Leute oder mehr — ich will nicht übertreiben — zur hl. Kommunion hätte hinzutreten sehen in einer Ruhe und Ordnung, die erbaulich war. Ich will mich nicht wiederholen bezüglich dessen, was ich bereits vom erwähnten Mittwoch gesagt habe. Der Altardienst der schwarzen, schön gekleideten Ministranten würde den mancher unserer europäischen Stadtkirchen in den Schatten gestellt haben. Den Gesang, Choralgesang mit kaffrischen oder auch lateinischen mehrstimmigen Einlagen besorgten die Kinder, die Studenten, Buben und Mädchen unserer Francis-Lehrerbildungsschule und einige Männer. Hatte ich auch in den Tagen zuvor und auch heute eine Art Heimweh nach der Arbeit des „Seelsorgers“ im Osterbeichtstuhl, wie ich's jahrelang gewohnt war, hier habe ich es sozusagen ganz vergessen; mich fesselte das, was mein Auge sah und mein Ohr hörte; nur wünschte ich mir viele, viele her, die es, wie ich, gesehen hätten! — —

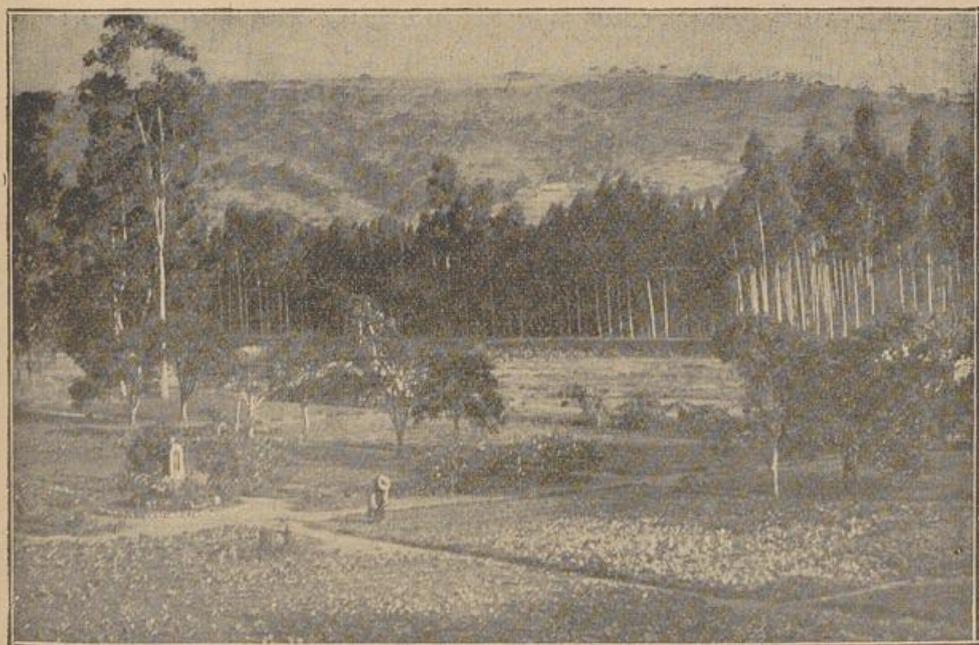
Den nächsten Tag, Charfreitag, begannen die Zeremonien spät und zwar mit dem Kreuzwege, bei dem es einen schönen, mehrstimmigen Kaffergesang zwischen den einzelnen Stationen gab. Hierauf folgten die Altarzeremonien, wo sich die vier Ministranten als vollständig vertraut erwiesen, unter ihnen auch „Cornelius“, den ich im „Missionsglöcklein“ erwähnte. Wie es drüben in Europa üblich ist, wurde auch hier bei der Kreuzenthüllung die Predigt eingeschoben. Natürlich verstand ich nichts außer einigen stets wiederkehrenden Worten. Was mich speziell dabei interessierte, war, die drolligen Klicks- oder Schnalzlaute aus dem Munde eines eingebornen Zulupriesters zu hören, überhaupt ihn predigen zu hören. Es ist unser guter P. Andre as Ngidi, der tüchtig mitschafft in unseren Außenstationen; nur selten mal befindet er sich in unserer Mitte; fast immer reitet er sein wildes, junges Pferd und geht, um seine Leute, besonders Kranke, aufzusuchen. Es wird vielleicht nicht ohne Interesse sein, zu bemerken, daß er mein — Mitschüler ist! Er war im letzten Studienjahr, als ich ins erste kam, er in der Propaganda, ich im böhmischen Kolleg in Rom. Ich erinnere mich noch gut, als er nach beendeten Studien in unseren Vorlesungen einmal hospitierte und kurz darauf über Würzburg und Hamburg wieder nach Hause, nach Afrika, fuhr. Als wir uns gleich am ersten Abend nach unserer Ankunft in Mariannahill trafen, gab es natürlich reichlichen Gesprächsstoff. Wer hatte damals gedacht, daß wir uns hier wieder träfen! — Wir meinten ja versprengt zu sein in alle Weltteile, und doch, wir sehen uns wieder! Unsere Professoren sind Bischöfe, Kardinäle, manche Mitschüler Bischöfe und Erzbischöfe in Amerika, Australien und, weiß Gott, wo, So arbeiten wir alle, da und dort, im großen Weinberge des Herrn. O, daß doch Gott dadurch verherrlicht würde! — Als der Prediger seine in rascher Sprache vorgetragene und ziemlich gestikulirte Predigt beendet hatte, antwortete das Volk „Amen“. Bei der Kreuzenthüllung sang ich mit unserem P. Hausprokurator vom Chore aus die sog. Improperien, während das ganze Volk zum Kreuzkuß ging; drei Priester reichten dabei die hl. Kreuze.

Groß und klein, jung und altersschwach, gebückt und verkrüppelt, alles kam, um dem Heiland den Tribut der Liebe zu erweisen. In lautloser Stille wartete das Volk das Ende der langen Funktionen ab und zerstreute sich dann in die mehr oder minder entlegenen Kraale.

Den Charssamstag habe ich leider nicht in der St. Josefskirche mitmachen können, da die Zeremonien zu gleicher Zeit in unserer Kirche abgehalten wurden, aber die Beteiligung war wie an den beiden vorhergehenden Tagen. Des Nachmittags, gegen Abend, als ich im Nordpark, in unseren schönen Anpflanzungen über dem Krankenhaus, mein Chimanyika „ochste“ (Studenten bedienen sich gerne dieses Ausdrucks für „lernen“), die Sprache von Rhodesia, wurde der Ostertag eingeläutet, und zwar gleichzeitig in der Kloster- und in der St. Josefskirche. Wie schön klangen die harmonischen Klänge der Glocken (je 2) hinaus zu den grünbedeckten Hügeln und hinein in die Hütten auf den Lehnen der Berge und hinein in die Herzen . . . Auch in meines drangen sie mit Macht! Was sie in mir weckten! — Ich behalte es für mich. — Die Wolken zogen sich zusammen und Regentropfen fielen; ich eilte nach meiner Zelle. Da kam mir der „Postmeister“, Fr. Benno, in den Weg, oder vielmehr ich ihm, und sagte mir, es sei kein Pater da für ein Kafferbegräbnis, unsere Patres hätten alle vollauf im Beichtstuhl in der St. Josefskirche zu tun, ich solle gehen. Und ich ging. Mein schwarzer Begleiter wußte noch weniger englisch zu sprechen wie ich, deswegen verständigten wir uns — leicht, um das Notwendigste zu wissen! In der St. Josefskirche kleidete ich mich an und in Begleitung von vier Ministranten segnete ich das Weiblein in der Kirche ein und ging dann auf den nahen Friedhof zur Beerdigung. Die wenigen Leute, die der Armenleiche nachgingen, beteten den ganzen Weg entlang. Ich kehrte, nachdem ich Gebet, Besprengung und Beräucherung vorgenommen hatte, zurück, ohne abzuwarten, bis die Erdschollen dumpf auf den Sarg niederfielen, die dann sogleich den Grabhügel formen sollten, wie wir bei dem jüngst verstorbenen guten Bruder Peregrin abwarteten, der drei Tage nach meiner Ankunft beerdigt wurde. Wie gerne hätte ich nun im Beichtstuhl mitgetan! Ich sah die Menge und konnte nicht helfen. — Man könnte fast murren, daß es so eine Sprachenverwirrung auf der Welt gibt. Wäre man doch wenigstens ein Franz Xaver, in dem die Sprachenwunder der Apostel waren! — Eine Auferstehungsfeier am Charssamstagabend gibts hier nicht; wir halten uns an die Gebräuche Roms, wo das „hl. Grab“ in der Nacht vom Gründonnerstag auf Charfreitag verehrt zu werden pflegt. Umso mehr weilte ich im Geiste wieder „daheim“ und dachte, dachte: Vielleicht nützt, statt müßiger Gedanken, nun mein Gebet der einen oder andern Seele, die mein Auge in der Ferne sah. — Gott gebe es!

So brach der Ostersonntag an, leider mit Regen — zum ersten Male seit meinem Hiersein — und mit Schmutz. Trodegm herrschte Osterstimmung. Aufs herrlichste war unser Altar geschmückt mit 97 Kerzenlichtern und großen,

schönen, breiten Blattpalmen. Unser Osteramt mußte freilich ohne Assistenz gefeiert werden, da fast alles anderweitig beschäftigt war; ich selbst war auf dem Chore, wo unsere Brüder früh und auch nachmittags beim Segen in vierstimmiger Harmonie ihr bestes zur Feier des Festes taten. Nach unserem Hochamt ging ich wieder hinaus — im Regen — in die Josephskirche auf das Chor. Ich war überrascht, die Kirche so schön geschmückt zu sehen: Altar und das Presbyterium, sogar die Kirchenwände unter den Kreuzwegbildern erschienen in rot-gelb, die Säulen der Seitenarme der Kirche in gelb-weiß. Und dazu die Masse der Leute! Es war wirklich ein prächtiger Anblick von der Höhe aus über die Leute hin. Freilich hatte das Regenwetter vielen, die von fernher gekommen wären, einen Strich durch die Rechnung gemacht und sie konnten nicht kommen. Aber trotzdem waren noch mehr da, als an den Chartagen und



Gartenanlage in Mariannahill.

an Kommunionen mochten etwa 700 ausgeteilt sein! Wahrlich eine erfreuliche Zahl. Und erst das bunte Bild, besonders unter der Mädchen- und Frauenwelt. Denkt euch welche Farbe ihr nur wollt, eine jede war vertreten, entweder an der Kopfbedeckung oder Bluse, am Shawl oder Rock oder Mantel usw. — dazu die meisten barfuß. Daß der Kaffer keinen Geschmack für eine hübsche Tracht hätte, darf man ja nicht denken. Es waren wirklich nette Kleidungen, auch auf Kaffern — Pardon — wie Affen, oder wenigstens wie kleine Kinder, gern der männlichen Seite zu sehen. Allerdings darf man nicht vergessen, daß die alles nachahmen, was sie sehen. Stirbt z. B. jemand in der Verwandtschaft, so muß, wenn irgendwie möglich, die schwarze Trauerbinde an den Arm. Und

ein bißchen eitel — wie die Europäer — sind sie halt auch, darum der Schmuck und die Kleidsamkeit. Was hätten sie erst zur Schau getragen, wenn schönes Wetter gewesen wäre! Es war ein sonderbarer Anblick, unter dem Durcheinander der Farben die unbedeckten, schwarzen Wollköpfe wie schwarze Punkte hindurchlugen zu sehen. Und wenn Zeit zum Sitzen war, setzten sich die meisten, denen keine Bank zur Verfügung stand, ganz einfach auf den — Boden. Nicht wahr: Andere Völker, andere Sitten! Nun ja!

Aber am Altare ging's feierlich her mit Assistenz, R. P. General selbst hatte hier das Amt. Als man Sanktus läutete und sang, traten aus der Sakristei zwölf lichtertragende Buben in glänzenden Ministrantenkleidern, ihnen voran der schwarze Kirchendiener, der diesmal einen weißen Mantel trug. Dazu die vier Ministranten, die ohnedies schon am Altare dienten, die tadellose Ordnung und Stille und der erhebende Gesang vom Chöre, o, es war wahrhaftig eine Freude, die all die Kreuzlein vergessen läßt, die nun einmal Adams- und Evaskinder allenthalben einem bieten oder bereiten. Wie oft dachte ich so bei mir selbst beim Anblick dieses Bildes unter mir: Welche Opfer vonseiten des Missionspersonals mag es gekostet haben, bis man das heidnische Naturvolk so weit herangebildet hat! Gott allein weiß es! Der Bauer, der mühsam seine Aecker bestellt, denkt nicht an die Plage, spricht auch wenig davon, wenn er die Zeit der Reife, die Gott geben muß, erwartet. Hier — sieht man die Ernte, den Segen Gottes, der einem so nahe treten kann, daß man überwältigt ist von diesem Bilde. Wer beteiligt ist, der merkt es nicht, aber wer fremd kommt, der muß es merken, ob er will oder nicht, und wenn ich indiskret sein wollte, möchte ich gerne hier berichten, wie es jemanden erging beim Wahrnehmen und Betrachten eines solch regen Lebens!! O, wüßte man nur mehr davon bei uns in Europa, könnten doch unsere Leute dort drüben auch etwas von hier sehen! Nur trockene Berichte müssen leider es ersetzen! — Ich deutete schon hin auf den erhebenden Gesang und ich kann und darf ihn nicht mit Schweigen übergehen, zumal, da mir der liebe Gott ein bißchen praktischen und theoretischen Sinn für Musik in die Wiege legte. Und ich bekenne, daß mich an diesem Tage eigentlich der Kirchenchor lockte, ich wollte, wenn irgendwie möglich, die Schwarzen beim Gottesdienst singen hören, denn, schönem Gesang, vor allem in der Kirche, und schöner Musik lauschen zu können, das ist eine meiner — schwächsten Seiten! Und schön war der Gesang der etwa 80 Sänger (zeitweise sind es auch 100), deren Erwähnung ich bereits am Gründonnerstag getan habe. Ein halbweißer Lehrer nahm sich die Mühe, denselben einzuüben; zweimal wohnte ich einer solchen Probe bei. Am Schluß der hl. Messe klopfte ich dem Lehrer auf die Schulter und meinte: „Sie haben ein herrlich Werk geleistet!“ Befriedigt lächelte er mich an, er konnte nicht „nein“ sagen. Und das Lob des Dirigenten fällt ja auf die Sänger auch zurück und mit vollem Rechte. Als ich bei einer der Proben einmal auf das Chor kam, sah ich, wie der Lehrer

mit einem langen Stabe sich auf einer großen Tafel zu schaffen machte; die Sänger standen auf terrassenförmig aufsteigenden Stufen, nach Stimmen geordnet, die erste vorn unten, die letzte rückwärts oben, alle eng aneinander auf dem verhältnismäßig kleinen Raume. Was macht er nur da, dachte ich und guckte neugierig ein bißchen näher zu. Es waren Buchstaben in weißer und Wrote in roter Kreideschrift, etwa in dieser Form angeordnet (ich wähle mit Absicht ein leichtes Beispiel aus dem neuen kaffrischen Gebetbuch):

V. Dominus vobiscum.

	t	d'	d'	:	t. l	t	:	—
	r	m	m	:	r. d	r	:	—
R.	Et cum Spiri	—tu	tu	—	—	—o.		
	s	s	s	:	—	s	:	—
	s,	d	s	:	—	s	:	—

In solcher Notenschrift war die ganze „Missa duodecima“ (Ed. B.) von M. Haller auf der Tafel aufgeschrieben. Wenn es durchbrochenen Text gab, war er natürlich über oder unter der betreffenden Stimme entsprechend angebracht. Wie für Musikkenner ersichtlich sein dürfte, handelt es sich bei den rätselhaften Zeichen mit Ausnahme des „t“ (si) um die Anfangsbuchstaben des Solfa-Systems. Noten in unserem Liniensystem kennt man in den hiesigen und auch in den englischen Schulen nicht, und wenn einzelne der Sänger die betreffenden Stimmhefte in der Hand hielten, hatten sie doch unter den Liniennoten den entsprechenden Solfa-Buchstaben mit Bleistift nachgetragen, um sich zurecht zu finden. Es möchte mich zu weit führen, wenn ich kompliziertere Beispiele als obiges anführen wollte. Daß das Anschreiben und besonders das Lesen und Singen der Partien nicht so einfach ist als in unserem Notensystem, das möchte man meinen, obwohl sich stark darüber disputieren läßt, besonders wenn man in Erwägung zieht, mit welcher staunlichen Präzision und Genauigkeit die Sängerschaft sich ihrer Aufgabe entledigte. Alle Einlagen wurden ebenso gesungen, Choral waren nur die Antworten auf den Gesang des Priesters; und es waren nicht leichte Sachen zu bewältigen, auch beim nachfolgenden polyphonen Segen. Zudem muß man bedenken, daß das Tempo fast durchwegs etwas zu rasch genommen war (der Kaffer liebt es so), was jedoch die Wiedergabe eines an und für sich „durcheinandergehenden“ Musikstückes nicht unbedeutend erschwert. Sicher aber ist, daß trotz alledem der Gesang wesentlich zur Feststimmung beitrug und alle voll des Lobes waren, mit denen ich über diese Leistung sprach. —

Nun, meine lieben Leser, sind wir im „wilden“ Afrika? Ich glaube, euch würde es hier geradezu anheimeln und mancher vielleicht möchte denken: „Herr, hier ist gut sein!“ — — Wer da Lust dazu hätte, und wen der liebe Gott dazu ruft, der mag kommen; er wird sich wohl fühlen auch trotz

der vielen Mühen und Plagen, die das Missionsleben mit sich bringt. Arbeit gibt es nicht für Hundert, nein, für Hunderte!! O, daß der Auferstandene doch viele uns zuführte, Brave und Opferbereite!

Und zum Schluß noch ein kurzes Wort. Auf allen Stationen hier findet man, wie in den Waggonn der Züge, strenge Scheidung zwischen Schwarzen und Weißen. Bänke tragen nicht selten die Aufschrift: „Europeans only“, „nur für Europäer“, ähnlich andere öffentliche Orte. Der Schwarze gilt den den meisten (oder nur vielen?) Weißen eben nur als ein Mensch zweiten Ranges! Ihn anders als einen Diener (Sklaven) zu behandeln, das erachtet man als unter der Würde. Was Wunder also, daß man auch einen Missionar, der unter den armen Schwarzen wirkt, so behandelt? Man weicht ihm aus, boykottiert ihn sogar, selbst bei der hl. Messe, die er liest und sagt: „Ach, das ist nur ein „native priest“, Eingebornenpriester.“ — Meine Lieben, denkt ihr auch so — niedrig? Ich weiß es, nein, ihr denkt anders, und dafür danke ich dem lieben Gott. Er wird es euch vergelten. Dieses „Nur“, das man von uns denkt, ist unser Adelstitel, auf den wir wahrhaft stolz sind! Und wenn ich einmal eine Kirche hätte, die so voll und so „im Gange“ ist wie hier die St. Josephskirche, dann würde ich mit Recht dem lieben Gott sagen können: „Schau, nur ein Priester unter Deinen Schwarzen bin ich, sie habe ich Dir zugeführt, nimm sie als Dein Eigen hin. —“ Und wenn die Menschen mich dafür von obenher betrachten und behandeln, Du tust's sicher — ebenso, und das gilt mir mehr, sogar als Lohn!“ — Seht, das ist das Los des Missionars, das Los des Herrn, während seines Erdenwandeln. „Wer mir nicht nachfolgt, ist meiner nicht wert.“ —

Betet, helfet, unterstützet, meine Lieben! Nach wenigen Tagen geht es ab von hier nach Triashill (P. O. Rusapi) in Rhodesia, wo ich mit einer argen Hungersnot beginnen werde, kürzlich eingelangten Meldungen zufolge! Gott ist mit uns! Die das „Nur“ im Munde führen, gingen sicherlich nicht mit, der Missionar eilt gerne hin Und wenn von dort vielleicht ein dringender Notruf an euch ergehen wird, er wird ganz gewiß nicht taube Herzen treffen. — —

Das sind meine ersten Ostern im Missionsgebiet Mariannhill gewesen! —





Edle Herzen.

Citeaux.

P. Modestus schreibt: Möchte Ihnen von meinem neuen Wirkungskreis die besten Wünsche senden. Zugleich folgenden rührenden Brief eines schwarzen Burschen an seine Freundin, die Schwester werden will. Er lautet in deutscher Uebersetzung:

Mariannahill, im Oktober 1922.

Kind des hl. Franziskus!

Die Güte und der Friede sei immer mit Dir! O, ein großes Glück ist angerückt für Dich; denn eine Vereinigung von Schwestern wird vorbereitet für alle jene, welche in Wahrheit ihren großen Freund, Jesus Christus, auf vollkommene Weise verehren wollen.

Wenn auch Du gerufen wirst durch die Gnade des Herrn, daß Du seiest eine Braut Christi, für immer, bis zum Tode, o, dann horche auf diese Stimme der Güte des Himmels!

Öffne, ja öffne Dein Herz jenem, welcher Dich so sehr liebt, welcher Dich ruft zu seiner Vereinigung. Sage im Verein mit Deiner Mutter im Himmel: Siehe ich bin eine Dienerin des Herrn, mir geschehe nach Deinem Worte.

Das ist der Geist des hl. Franziskus: Demut, Keuschheit, Gehorsam, Armut und große Liebe zu Gott und seinem ganzen Reiche. Sei wahrhaft sein Kind bis zum Tode in seiner Vereinigung. O, welche große Freude nach dieser kurzen Frist hier auf Erden!

Der Segen Jesu und Mariä und des hl. Franziskus sei über Dir immer! Amen.

Ich bin,

der Dir stets das wahre Glück im Herrn wünscht,

V. M.

Ein anderer schreibt u. a. an dieselbe: Vergiß nicht, Dich immer daran zu erinnern, niemals mehr zurückzukehren, nachdem Du das Böse überschritten und zum Menschen, der Gott geweiht ist, gelangt bist. Erinnere Dich auch immer daran, daß viele Gefahren und Versuchungen auch über die Gottgeweihten kommen.

Missionsbilder.

Von Schwester Friederika C. P. S.

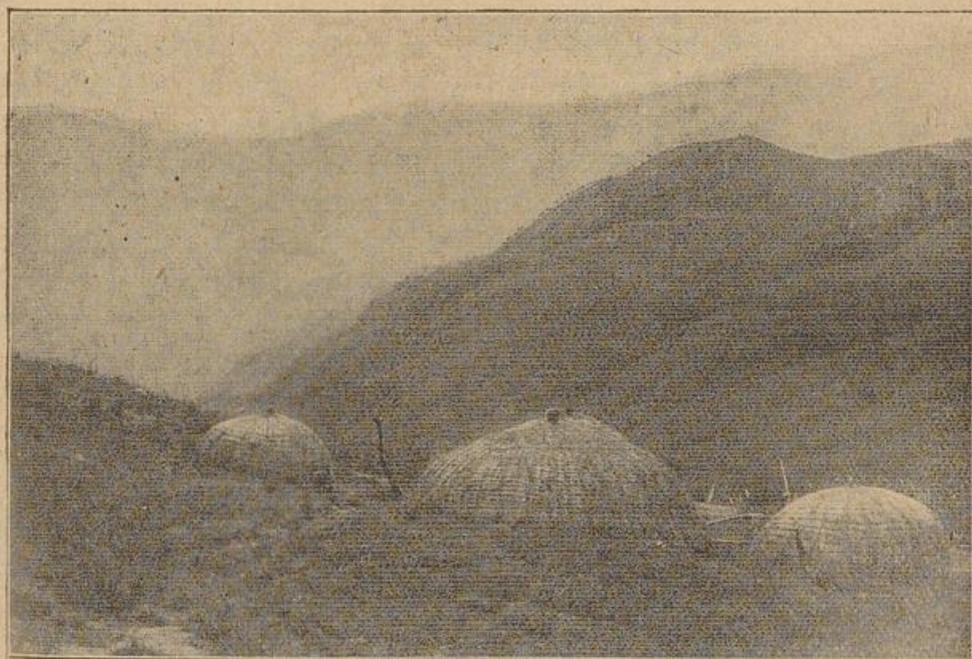
Lourdes.

Ein reuiger Sünder.

Heute warf die Sonne ihre letzten Strahlen auf einen frischen Grabhügel auf unserem großen Friedhofe. Isidor war einer unserer Christen und arbeitete jahrelang treu und unverdrossen auf der Mission. Er war in jeder Hinsicht verlässlich; arbeitete er in weiter Entfernung von der Mission, wo er sich mit der Zeit nicht auskannte, so ersetzten ihm ein Hahn und einige Hühner die Uhr. Seine noch heidnische Frau machte wenig Anstalt, sich der katholischen Kirche zuzuwenden. Es starben seine Kinder und nun schlich sich Unfriede in die vordem so glückliche Hütte ein. Isidor faßte den Entschluß, sich eine andere Frau zu nehmen. Die heidnische Frau kam auf die Mission und verweilte hier im „Weibertrost“. Sie wurde später auf den Namen Amanda getauft. Isidor zog von der Mission weg und erbaute sich ungefähr dreiviertel Stunden weit entfernt seine Hütte. Er nahm sich eine zweite Frau und wurde dann aus der Kirche ausgeschlossen. Als später sein älterer Bruder starb, fiel ihm auch noch dessen junge Frau nach dem Landesgeseße zu. Isidor kam wohl noch öfters zur Mission, besuchte auch den Gottesdienst, aber zur Umkehr entschloß er sich nicht. Trotzdem blieb er der Mission sehr zugeneigt und meldete es auf der Mission, als sein Nachbar hier etwas gestohlen hatte. Seine zweite Frau ging in die Katechese und stand nahe vor der hl. Taufe; allein sie konnte sich nicht entschließen, ihren Mann zu verlassen. Die erste rechtmäßige Frau war damals auf Isidors Wunsch hin zurückgekehrt und er hatte die dritte Frau entlassen. Er versprach dann, bei der Taufe seines ersten Kindes alles gut zu machen, aber die zweite Frau wollte nicht fort. Da trat ein Ereignis ein, das ihn frei machte; die zweite Frau tötete auf dem Heimweg ein Blitzstrahl, ihre Kinder waren vorher schon alle gestorben. Isidor kam von da an fleißig in die Kirche, doch zu einer öffentlichen Rückkehr kam es noch nicht. Da wurde er krank und empfing in Todesgefahr die hl. Sakramente. Später sollte er dann seine Sache öffentlich in der Kirche in Ordnung bringen. Aber seine Kraft reichte noch nicht so weit aus. Am Fest des hl. Joseph besuchte ich ihn. O, wie freute er sich, jemand von der Mission zu sehen! Er sagte: „Ich wußte ja, daß du kommen würdest, da du es meinem Bruder versprochen hast.“ Er sagte dann, ich möchte alle grüßen, die er gekannt habe, denn er würde Lourdes nicht mehr sehen. Er bat dann, ich möchte Hochw. Pater Superior Auskunft geben, wie schlecht es mit ihm stehe, er möchte gerne beichten. Da er Blutspucken hatte und Schwindelsucht, so war freilich Gefahr, doch konnte man immer noch auf einige Zeit rechnen. Herzlich dankte mir der

Kranke beim Abschied. Er hatte mir auch seine zwei Kinder vorgestellt, die der liebe Gott ihm nun gelassen habe.

Wenige Tage nachher, am 24. März, besuchte den Kranken unser Hochw. Pater Superior und es wurde beschlossen, ihn am andern Tage in die seiner Hütte so ziemlich nahe gelegene Kapelle St. Bernard zu bringen. Da dort gerade Taufe für Erwachsene war, so waren ziemlich viele Christen dort versammelt. Isidor hat öffentlich in der Kirche die Versammelten um Verzeihung wegen seines Aergernisses und empfing die hl. Kommunion. Es war seine letzte. Er wurde wieder heimgebracht und ließ mir andern Tags durch seinen Bruder sagen, wie glücklich er jetzt sei und wie liebevoll sich Hochw. Pater Superior um ihn bemüht habe, so daß er alle Ermüdung und Anstrengung gut ertragen konnte. Niemand dachte daran, daß er in vierzehn Tagen nicht mehr unter den Lebenden sei. Ein Blutsturz machte seinem Leben ein schnelles Ende. Wir alle hoffen, daß er einen gnädigen Richter fand. Er ruhe im Frieden!



Einsamer Kraal

Gottes Gnadenwege.

Es ist oft ganz erstaunlich, wie der liebe Gott wunderbar seine Schäflein im Heidenlande zusammenführt. Letzte Woche starb hier bei seiner Schwester Brigitta ganz in der Nähe der Mission Msawele. Er hatte vor längerer Zeit unsere Schule hier besucht, hatte aber, wie alle seine Brüder, nicht lange ausgehalten. Unweit der Mission baute er nun seine Hütte, besuchte aber den Gottesdienst nicht. Später, als er sich eine heidnische Frau aussuchte, zog er

weiter weg von der Mission, zum Jambesi, fast eine Tagreise von hier. Als seine Schwester hier katholisch getraut wurde, kam er zur Hochzeit, und von da an kam er öfters. Verschiedene Male hatte ich ihn gefragt: „Ja, willst du dich denn nicht bekehren?“ Mit einem eigenen Lächeln sagte er dann immer: „O gewiß.“ Vor wenigen Wochen, als ich ihn das letzte Mal sah, sagte ich in Gegenwart unserer lieben Schwester Oberin: „Mjawele, du stirbst sicher einmal ohne die hl. Taufe, weil du gar nicht lernen willst.“ „Ich sterbe nicht ohne Taufe,“ sagte er fest, lachte aber dazu, wie er immer tat. Am Ostermontag war er bei der Schulweihe in St. Alois. Er fühlte sich ganz wohl und übernachtete bei seiner Schwester. Andern Tags fühlte er sich unwohl und blieb dort; er bekam dann die Ruhr, doch dachte niemand ans Sterben. Zur Vorsoorge riefen sie aber einen Priester, der ihn absolut nicht gefährlich fand, ihn jedoch unterrichtete für den Fall, daß er schnell getauft werden müsse. Er gab den Angehörigen den Auftrag, für den Fall, daß kein Missionar zu Hause sei, den Bruder von der Schule zu holen, da dieser ganz in der Nähe sei. Einige Tage später, als der Kranke unerwartet schnell schlechter wurde, holte man schnell den Bruder, der ihm bei Bewußtsein die hl. Taufe spendete. So waren auch die ersten Unterrichte, die er früher von dem Bruder erhalten hatte, reichlich belohnt; eine Stunde später war Jakobus schon in der Ewigkeit. Der liebe Gott hat ihm sicher diese Gnade geschenkt auf Fürbitte seiner vier verstorbenen Kinder, die alle getauft waren; auch seine Frau hatte die Erlaubnis von ihm erhalten, zur Katechese zu gehen, konnte aber wegen der großen Entfernung noch nicht weiterlernen. In der Nähe seiner heimathlichen Hütte lebt kein einziger Christ. Wie hat der liebe Gott ihn rechtzeitig hierher geführt, um katholisch zu sterben!

Eine Schwergedrückte.

Die Nachbarin des nun in Gott ruhenden Jakob auf unserm schönen, großen Friedhofe ist Veronika Makanya. Sie hatte lange Zeit, sich zum Sterben vorzubereiten. Ein volles Jahr lag sie an der Tuberkulose darnieder. Als ich im September letzten Jahres sie besuchte, da fand ich wirklich viel Elend in der Hütte. Ihr Mann war fort zur Arbeit; seine Adresse hatte sie verloren. So konnte sie ihm ihren Zustand nicht mittheilen. In ihrer Krankheit hatte sie noch drei Kinder zu versorgen; zum Glück war noch etwas Maisvorrat vorhanden. Von jetzt an bekam sie öfters etwas von hier; auch für Holz wurde gesorgt, und als die Kürbisse die ersten Ranken trieben, bekam sie öfters von diesem Grün und kleine Kürbisse dazu. Dieses Gemüse aß sie nämlich so gerne. Ich besuchte sie nun öfters. Gegen Weihnachten kam ein Arbeiter zurück, der ihr die Adresse ihres Mannes geben konnte, da er bei ihm gearbeitet hatte. Sie schrieb ihm nun und der Mann kam auch sofort heim und brachte dann später die Kranke zu ihrer Schwiegermutter, die viel näher bei der Mission wohnt. Dort hatte sie dann doch immer

jemand bei sich, und da in der nächsten Hütte auch eine junge Frau an Tuberkulose krank war, so konnten sie beide außen in der Sonne liegen. Wir besuchten sie sehr oft. Seit einigen Monaten nun konnte sie nicht mehr ins Freie. Ihr kleines Mädchen holte täglich Milch und Essen von hier für sie. Als ich vor ungefähr drei Monaten dort vorbeikam, auf dem Rückweg von einem totkranken Mädchen, fragte mich die kranke Frau, wie lange sie wohl noch werde herumliegen müssen. Als ich ihr dann sagte: „Salsche Hoffnung mache ich dir nicht, aber sicher wirst du den Herbst nicht erleben.“ Da sagte sie: „O, noch so lange! Doch, wie Gott will!“ In der Osterwoche wurde sie mit den Sterbesakramenten versehen, doch blieb ihr Zustand gleich. Sie war stets ergeben und ruhig; als es näher zum Sterben ging, verlangte sie von ihrem Manne, er solle sie in ihre wärmere Heimat bringen, die mehr als zwei Tagereisen von hier lag, bei Maria Trost. Wirklich hatte ihr Mann schon ein kleines Wägelchen mit Eseln entliehen, um ihrem Wunsche zu willfahren. Er kam aber erst, um es hier zu melden. Unsere Krankenschwester besuchte die Kranke sogleich, wußte sie ja, daß sie sicher unterwegs sterben würde. Als wir sie des andern Tags besuchten, fragte ich sie: „Veronika, wann gehst du denn nach Maria Trost?“ Lächelnd sagte sie: „Wer will denn noch dorthin? Ich nicht mehr.“ Schon waren ihre Füße angeschwollen, was ihre baldige Erlösung ankündigte. Wir besuchten sie noch mehrmals. Noch einmal empfing sie die hl. Kommunion und sah so ruhig und gottergeben dem Tode entgegen, daß man sie fast beneiden wollte. Sie bat öfters die Anwesenden, mit ihr zu beten. Am Samstag in der Frühe ließ sie uns rufen. Dringender Arbeit wegen konnte ich nicht sofort gehen, versprach aber, so bald als möglich zu kommen. Trotzdem ich mich sodann eilend auf den Weg machte, und selbst das Mittagessen im Stiche ließ, konnte ich ihr nur noch die Augen zudrücken. Sie war ohne Furcht und ohne Todeskampf eingeschlafen. Rührend hatte sie von allen Abschied genommen und allen gedankt für alles. Fest und furchtlos hatte sie am Morgen gesprochen: „Jetzt gehe ich heim; es tut mir leid, daß ich die Schwestern nicht mehr sehe.“ Unter den Gebeten der Anwesenden schlief sie ein. Sie sah so friedlich aus, man konnte kaum sehen, daß ihr Leben entflohen sei. Am Sonntag nachmittag wurde sie begraben und als der Priester nach dem Begräbnis noch für sie auf dem Friedhof betete, beteten Hunderte mit ihm, denn es waren sehr viele Schwarze anwesend. Mit dem Gedanken, welcher Unterschied doch zwischen einem katholischen Begräbnis und einer heidnischen Totenklage ist, nahm auch ich Abschied von ihrem Grabe. — Sie ruhe im Frieden!



Zum Ableben des hochw. P. Joseph Biegner R. M. M.

† 20. 1. 1923.

Von P. Dominikus Sauerland R. M. M.

Wenn ich einige unzulängliche Zeilen von einem unserer ältesten und tüchtigsten Missionare widmen möchte, so geschieht dies unter dem Eindruck seiner letzten schriftlichen Hinterlassenschaft, die er in den Dienst der „Europa-mission“ des „Vergißmeinnicht“ gestellt hatte. Es waren dies Notizen und Mitteilungen, die unter dem Titel „Erinnerungen eines Teilnehmers an der Gründung Mariannahills“ kürzlich im „Vergißmeinnicht“ zusammengefaßt waren. Noch einmal vernahmen wir in kurzen, klaren Umrissen die Entwicklungsgeschichte unserer Mission, geschildert von einem Mitglied derselben, das innigst mit ihr von Anfang an verwachsen war und blieb.

P. Joseph Biegner war ein geborener Steiermärker und trat als Novize in das kaum erstandene Kloster Maria-Stern ein. Er war vom ersten Tage an seinem geistlichen Vater, dem unvergeßlichen Abt Franz, zugetan und hielt ihm Treue in allen Stürmen. Fr. Joseph wurde von Abt Franz bestimmt, mit nach Südafrika zu gehen, war er doch im Feuer der „Gründungsschwierigkeiten“ erprobt. Wiederum hielt er tapfer stand in der Wüste von Dunbrody, wie seine tapferen Landsleute im Weltkrieg an der wildzerklüfteten Karstfront. Als die Tragödie von Dunbrody ihrem Ende zuneigte, führte P. Joseph den ersten Trupp von 25 Missionaren nach Durban. Hier hielt er die Disziplin aufrecht, bis daß der damals in Europa weilende Abt Franz auf seinen bedrohten Posten zurückgekehrt war. Die zweite Nummer des „Vergißmeinnicht“ war von P. Joseph herausgegeben worden, noch in Dunbrody. P. Joseph war das Muster eines Missionars. Ihm war keine Arbeit zu viel und kein Weg zu schlecht oder zu weit.kehrte er von einer Fahrt zurück, so konnte er sofort wieder gerufen werden, er ging dem Schäflein nach wie sein Meister, der gute Hirte. P. Joseph war kein Hühne von Gestalt, von schwächlichem, kaum mittlerem Körperbau war er ein schlechter Reiter. Er ging deshalb lieber zu Fuß. Diese gewiß entschuldbare Ungeschicklichkeit — nicht jedem ist es gegeben, als stolzer Reiter durchs Leben zu jagen — verursachte ihm bereits im hohen Alter einen unglücklichen Sturz, wobei er den Hüftknochen brach, und der ihn unfähig machte, eine gewisse Zeit die hl. Messe zu feiern zu seinem größten Schmerz. Welch reine, kindliche Freude hatte er, als er wieder zum ersten Male am Altare stehen durfte! Der kleine, rotbärtige Pater war beliebt und gern gesehen bei den Kaffern, mit denen er zu verkehren wußte wie kaum ein anderer. Er war nicht sehr gesprächig, sondern eher wortkarg, dabei aber nicht verschlossen und verschroben. Mit der englischen Sprache stand er zeitlebens auf Kriegsfuß. Seine Anteilnahme bei englischer Konversation beschränkte sich zumeist auf „yes, yes“. Es wird erzählt, daß einige englische Herrn dies nicht sicher wußten und sie ihn deshalb auf die Probe stellten; die Probe fiel aber verblüffend für sie aus. Sie fragten

ihn, ob er sie beim nächsten Besuche hinauswerfen wolle, wobei er prompt mit „nes, nes“ antwortete.

Der rührendste Zug im Leben des P. Joseph ist seine Treue zur Ordensfamilie und seine Anhänglichkeit an seinen geliebten P. Franz bis an dessen Tod. Abt Franz wollte auch in seinen letzten Tagen noch von P. Joseph gepflegt werden und dieser tat es mit unvergleichlicher Liebe und Hingabe. Keinen anderen, nur P. Joseph, duldet der Gründer Mariannhills um sich. Wie wohl mußte dem einzigartigen Manne solche Zuneigung sein, der in



† P. Joseph Biegner.

seinem Leben so viel Lieblosigkeit erfahren mußte. Wie tief wird darum auch der Schmerz des P. Joseph gewesen sein, als Abt Franz für immer seine Augen schloß. Die Treue und Standhaftigkeit des Jüngers und Schülers des Abtes Franz wurde dadurch belohnt, daß er das Wachsen, Blühen und Gedeihen des Lebenswerkes seines Vaters und Freundes erlebte, und daß er einer der wenigen Veteranen war, der den Abtstab sich in einen Bischofsstab verwandeln sah. Das wird dem bescheidenen Priester und Ordensmann eine

reine und innere Freude bereitet haben. 78 Jahre alt wurde P. Joseph, und 52 Professjahre zählte er, als auch er seine Augen schloß in Emmaus, von wo Abt Franz auch heimgegangen ist. Hier ruhen nun in Emmaus zwei treue Herzen, das Herz des Vaters — bekanntlich wurde das Herz des Abtes Franz in Emmaus beigesetzt und die Leiche in Mariannhill auf Wunsch des Abtes — und das Herz seines treuesten Sohnes. Sicherlich wurde dem treuen Knechte auch der Lohn der Treue in dem besseren Jenseits. Wir aber wollen uns stärken und kräftigen an der edlen Treue und Freundschaft, welche den P. Joseph mit seinem Abt verbanden, wir Junge wollen seinem Beispiel darin folgen, daß wir liebevolle Söhne unsererer für uns so treu besorgten Oberen jederzeit sind. Das Andenken jener Männer, welche die Fundamente gegraben und die Grundfesten errichteten, auf welchen wir weiterbauen sollen, muß uns unvergeßlich und heilig sein. Einer nach dem andern der alten, wackeren Missionare und Pioniere christlicher Zivilisation im fernen Südafrika gehen dahin und ein neues, junges, gleich arbeitsames Geschlecht wächst heran. Sie schauen voll Liebe und Begeisterung auf die Taten der Alten. Den freundlichen Helfern aber draußen in der Welt, welche mit ihrem Scherflein und mit ihrem Gebete unser gemeinsames Werk fördern, möchten auch wir zurufen: „Haltet uns die Treue! Unterstützt die Front der Missionare, welche auf Gottes Befehl im Kampfe gegen die Heidenwelt stehen und die heimgegangenen Helden werden eure Fürsprecher droben sein.“



Strebjame Jünglinge.

(Mit 2 Bildern.)

Von Schw. Engelberta C. P. S.

Brave, strebame Knaben und Jünglinge gibt es nicht nur in Centocow, sondern auch ebensolche und vielleicht noch brävere in anderen Missionsstationen, wie uns heiliegende Photos zeigen.

Diese Burschen sind seit zwei Jahren alle in der Centocower-Schule unter der Aufsicht und Pflege des ehrw. Bruder Gerold Heller. Sie kamen aus anderen Stationen, um hier in Centocow in der höheren Schule den Standard 5 und 6 zu machen. Diese Schüler müssen sich selber bekleiden, Bettdecken und Schulbücher usw. selbst versorgen; sie streben eben nach einer besseren Ausbildung als die gewöhnliche ist und möchten gerne etwas werden.

Lehrer, Katecheten und einige unter ihnen haben insgeheim noch andere Pläne und heilige Wünsche und beten indessen recht fleißig, sind fromm, gehen fast täglich zur hl. Komunion und erbauen durch ihr wahrhaft musterhaftes Betragen, bescheidenes Auftreten und ihren großen Fleiß beim Lernen die ganze Christengemeinde, besonders ihre großen und kleinen Mitschüler in Centocow.

Bild Nr. 1. In der Mitte ehrw. Bruder Gerold, den geehrten Lesern des „Vergißmeinnicht“ bekannt durch seine interessanten Aufsätze. In den letzten Jahren scheint leider seine Feder verrostet zu sein; zu viel Arbeit in der Mission und Knabenschule tragen wohl Schuld daran und wäre es im Interesse

des Blättchens sehr zu wünschen, daß er seine schriftstellerischen Talente nicht so brach liegen lassen müßte. Neben ihm, rechts, sitzt Donatus, das Singvögelchen von Centocow. Seine Mutter war ein Kind der Centocower-Schule und heiratete später nach Maria Hilf, einer Station unweit von Maria Tal. Von dort kam der Knabe wieder nach Centocow in die Schule; seine verwitwete Mutter hätte gern, daß Donatus Lehrer würde. Links sitzt Dionysius, dessen Vater ebenfalls seinerzeit in Centocow erzogen und später Lehrer in Maria Hilf wurde. Sein Söhnchen, etwa 15 Jahre alt, ist recht fromm und möchte sehr gerne Priester werden, und seine braven, christlichen Eltern hätten es auch gerne, aber bei seiner Jugend kann man hierüber noch nichts sagen, er ist eben noch ganz Kind. — Hinetr Donar steht ein herzensguter Knabe, etwa 16 Jahre alt, Angelikus mit Namen, welcher insgeheim denselben frommen Wunsch hegt, und sein hochw. Missionar, P. Beda, scheint dasselbe zu hoffen; das Kind ist schon von Jugend auf recht brav und fromm gewesen. Ich selbst kenne diese Burschen weniger, schreibe nur vom Sehen und Hörensagen. Der große Bursche in der Mitte heißt Emanuel, ist etwa 15 Jahre alt, sehr ernst, strebsam und zuverlässig. Er kommt aus Edental und hat sich sein Wissen und Können selbst errungen. Niemand sorgte für ihn und verstand sein Streben. Da seine Verwandten Protestanten sind, hat er sich zum Teil schwer durchkämpfen müssen. Er verbirgt sorgfältig seine Pläne für die Zukunft, aber daß er sehr gute Absichten hat, sieht man aus seinem Fleiß, seinem Ernst und seiner Charakterfestigkeit. Der nächste heißt Petrus, möchte, wie es scheint, Lehrer werden.

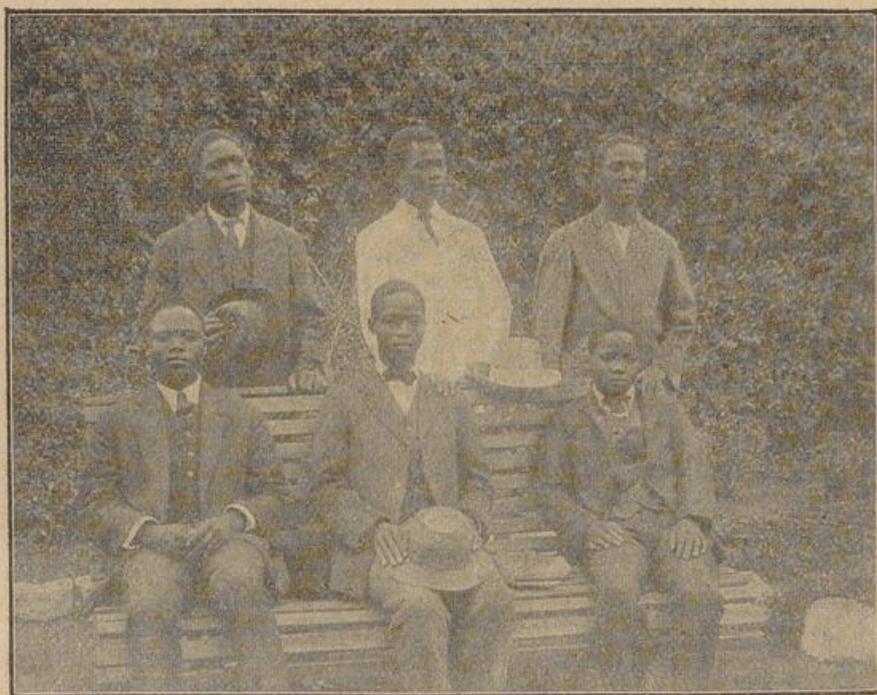
Bild Nr. 2 zeigt in der Mitte auf der Bank sitzend unsern „Ludwig Wendelin“ (siehe Artikel „Ein braver Jüngling“). Wie bereits erzählt, ist dieser ein Zögling der Hlabenitageschule in Centocow und sein innigster



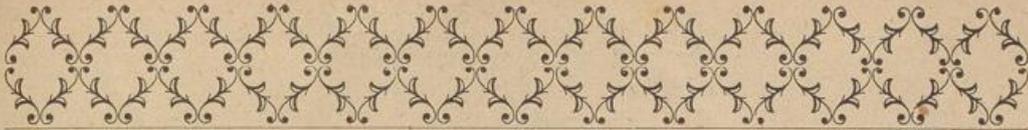
Strebsame Jünglinge.

Wunsch ist, Priester zu werden. Priester will auch der hinter ihm stehende schlanke Jüngling mit der weißen Jacke werden. Cornelius, so heißt er, berechtigt zu den schönsten Hoffnungen und dürfen sich die hochw. Missionare, welche diesen Burschen als Kind erzogen haben, wirklich freuen. Cornelius ist seinen ehemaligen Missionaren, dem hochw. P. Beda und auch hochw. P. Sixtus, noch immer kindlich ergeben, ebenso den guten Schwestern, welche ihn als Kind in der Schule unterrichteten. Neben ihm stehen rechts Philipp, links Blasius, ein Königssohn, schon mehr als 21 Jahre alt. Was sie werden wollen, hüten sie noch wie ein Geheimnis. Vielleicht weiß es jedoch unsere gute Schwester Philippine besser als ich, denn ich sehe besonders letzteren öfter bei ihr ein- und ausgehen und ein gutes, frommes Buch bei ihr ausleihen, was sie sehr gerne tut. — Rechts von Ludwig auf der Bank sitzt Wilhelm; der möchte ein tüchtiger Handwerker werden; groß und stark genug ist er und schon längst über 20 Jahre hinaus. Der jüngere Knabe, etwa 15—16 Jahre alt, ist Alfred, ein wirklich gutes Kind, der Sohn eines der ersten Christen von Mariannahill, Abraham mit Namen, eines tüchtigen Maurermeisters. Dieser braven Familie sind 15 Kinder entsprossen und Alfred ist das älteste davon. Der hat nun wieder ganz heilige Absichten; Priester oder wenigstens Katechist will er werden und zur Ehre Gottes arbeiten. Bei dieser Jugend kann man natürlich noch nichts Bestimmtes sagen, aber daß mit der Gnade Gottes etwas recht Gutes aus ihm werden kann, ist gar kein Zweifel.

Also, nicht nur in Mariannahill oder in Centocow gibt es brave, fromme Knaben, sondern, wie wir jetzt gesehen haben, auch auf anderen Stationen wie in Reichenau, Kevelaer, Maria Hilf, St. Michael usw.



Strebsame Jünglinge.



Freudenvolle Tage der Missionschwestern in Südafrika.

Von Schwester Engelberta, C. P. S.

Große Freude und viel Trost bereitete allgemein der Besuch unserer teuren, ehrwürdigen Mutter Generaloberin, Schwester M. Paula, welche im Januar 1922 aus Holland hier eintraf, um nach 12 Jahren sämtliche Missionsstationen wieder zu besichtigen. Natürlich war Mariannhill die erste Station, welcher das Glück zuteil wurde, die teure Mutter zu empfangen und am längsten zu besitzen. Bis all die andern Stationen, die größeren und die kleineren, besucht waren, verging eine geraume^{re} Zeit.



Unser Hochwürdigster Bischof A. Fleischer im Kreise der
Jesuitenmissionare im Apostolischen Vikariat Zambesi.

Wir hier in Centocow hatten erst nach acht Monaten das große Glück, die teure, ehrwürdige Mutter in unserer Mitte zu sehen. Nach langem Sehnen konnten wir sie jubelnd empfangen;

Sei uns begrüßt, lieb Mütterlein,
Begrüßt mit Herz und Mund,
Sei uns begrüßt vieltausendmal
In dieser frohen Stund'.
Du siehst die Kinder alle Dein
Heut froh um Dich vereint;
In ihren Augen liesest Du
Wie sehr sich alle freu'n.

Vorüber floß so manches Jahr,
An Sorgen bang und schwer;
Du, Mutter, warst uns da so fern,
Getrennt durchs weite Meer.
Doch heute jubeln wir ein Lied,
Ein Lied aus froher Lust;
Dem Himmelsvater danken wir
Aus voller Kinderbrust.

Doch hab' auch Dank, o Mutter, Du,
Für Deine Lieb' und Treu',
Daß Du nun kamest zu uns her,
Zeigt sie uns stets aufs Neu'.
O bleib' noch lange, Mutter, Du,
Das Haupt der Schwestern Dein,
Wir sind Dir treu und lieben Dich,
Das glaub', lieb Mütterlein!

Diese einfachen, schlichten, aber aus ganzem Herzen kommende Worte, zum Liede gefügt und nach der Melodie des österreichischen Volksliedes „Sei mir begrüßt mein Oesterreich, mein teures Vaterland“ gesungen, mußten unserer innigstgeliebten, ehrw. Mutter beweisen, wie herzlich willkommen sie bei uns in Centocow war. So war denn auch der bescheidene Empfang, am Abend mit frommen und heiteren Spielschen, mit Liedern und Deklamationen gefeiert, zu einem wahrhaft angenehmen, trauten Familienfest geworden. Wir Schwestern fühlten uns so glücklich und heimisch zu den Füßen unserer teuren, ehrw. Mutter, die wir seit zwölf langen Jahren nicht mehr gesehen hatten. Und nicht nur eine Mutter hatten wir unter uns, sondern sogar eine zweite, indem auch die ehrw. Mutter Hilaria, Provinzialin, mit ihr nach Centocow gekommenen war.

Die Visitation unserer ehrw. Mutter Generaloberin war auf die denkbar schönste Weise verlaufen. Leider mußten wir schon bald wieder Abschied nehmen von der Teueren.

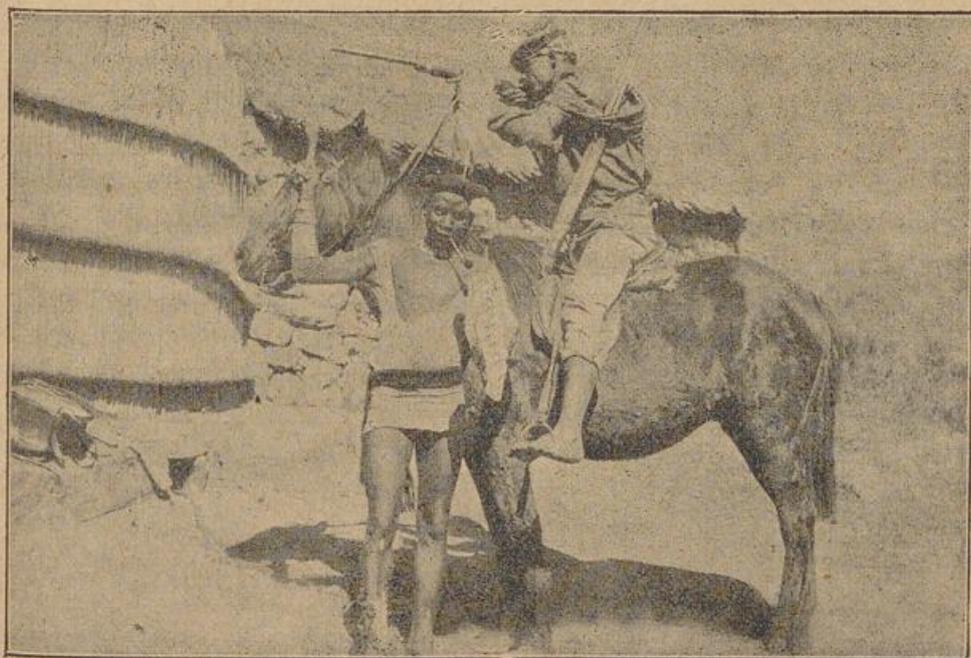
Wenn die Mutter heimwärts zieht,
Ihr treues Aug' man nicht mehr sieht,
Wenn ihrer Worte süßer Sang
Mit dem Wellenschlag verflang,
Fragt das Herz in bangem Schmerz:
Ob ich sie auch wieder seh?
Scheiden, ach scheiden, scheiden tut weh!



Auf der Suche nach dem wahren Glauben.

Von Schw. Amata C. P. S.

Nomduka, eine recht gutmütige Frau, suchte nach dem wahren Glauben. In einiger Entfernung von ihrem Kraal hielten die Wesleyaner ihren Gottesdienst. Einige von ihren Kindern und Verwandten waren schon oft dort gewesen. So ging denn eines Tages auch Nomduka mit zum Gottesdienst, denn sie glaubte dort das Rechte zu finden. Von da erschien sie fleißig und suchte alles mitzumachen, aber zufrieden war sie dabei nicht. Das Singen und Beten ging ihr nicht zu Herzen, das Beste sei, bei einer andern Sekte nach Wahrheit zu suchen. Von unserer Missionsstation hatte sie noch nichts gehört. Da geschah es, daß die Amerikanische Sekte in der Nähe ihres Kraales eine Schule und ein Bethaus errichtete. Nomduka ging nun mit ihren Kindern und Verwandten dorthin und hoffte, dort den Frieden zu finden. Sie kam pünktlich zu allen Versammlungen und zum Unterricht, lauschte begierig den Worten des Predigers, aber glücklich war sie nicht. Sie dachte, vielleicht wird es nach der Taufe besser. So gut als möglich bezahlte sie ihre Beiträge und erhielt in der Taufe den Namen: Seti. Noch hatte sie nicht gefunden, was sie suchte:



Basutos

Wahrheit. Fleißig sparte sie, sollte sie doch 4 Mk. bezahlen, damit Brot und Wein zum Empfange des Abendmahles gekauft werde. Der Tag nahte heran, da sie es zum ersten Mal empfangen sollte. Frühe schon ging sie zum Bethaus. Es wurde gesungen, gebetet und gepredigt. Dann mußten sich alle entfernen bis auf jene, die das Abendmahl zum ersten Mal empfangen. Einige Männer, die noch blieben, zerschnitten das Brot in Stückchen, legten es auf einen Teller und reichten es herum. Dann wurden eine Menge kleiner Gläschen mit Wein angefüllt und jedem eines gereicht. Darauf wurde noch ein wenig gesungen und alles war vorüber. Seti ging heim in ihren Kraal, aber sie hatte noch nicht gefunden, was sie suchte.

Kurze Zeit darauf kam ein Kind von Seti's Verwandten zu mir in die Schule. Es bekam zuweilen Besuch von seinen Geschwistern, die dann auch an unserm Gottesdienste teilnahmen. Seti begann stets mehr zu zweifeln an ihrem Glauben. Da wurde ihre älteste Tochter krank; sie wollte sie zum Arzt bringen, doch der Prediger verbot es. Auch ein kleines Kind wurde ihr krank; sie bat um die hl. Taufe für dasselbe, doch sie erhielt zur Antwort, das helfe nichts. Da schickte sie heimlich zum katholischen Missionar. Er kam und taufte ihr sterbendes Kind. Daraufhin schickte Seti eines ihrer Kinder in unsere Schule; auch sie selbst wollte übertreten; doch auf dem Weg zur Missionsstation trat ihr der Prediger in den Weg und befahl ihr umzukehren. „Nein,“ erwiderte sie, „ich gehe zu den Amaroma und werde von jetzt an dort mein Glück suchen.“ Der Prediger drohte ihr mit dem Zorne Gottes; er sagte ihr: „Gott läßt dich niemals in den Himmel; er haßt jene die zu den Amaromas gehen. Was hast Du dort zu finden, das Du bei uns nicht gefunden hast? Schon einmal hast Du deinen Glauben geändert; ein zweites Mal wird dies dein Verderben.“ „Gut“, sagte sie, „ich will sehen; ich will Gott dienen und meine und meiner Kinder Seelen retten. Mein kleines Kind wolltest Du nicht taufen, die Amaroma aber kam und taufte es. Mein ältestes Kind war krank und Du erlaubtest nicht, es zum Arzt zu bringen; jetzt ist es bei den Amaroma und wird dort geheilt.“ „Du wirst sehen,“ gab der Prediger zur Antwort, „Gott straft dich. Komm aber nochmal nächsten Sonntag, dann ist ein großes Fest; wir wollen dann reden, denn Du bist fortgegangen ohne Abschied.“ Seti kam zu mir und fragte, ob Gott sie wirklich strafen werde usw. Ich schickte sie zum Missionar der alle ihre Zweifel lösen werde. Seti ging nie mehr zum Gottesdienst der andern Sekte, sondern bemühte sich, auch ihre Verwandten für unsern Glauben zu gewinnen und so wurde sie am Vorabend von Allerheiligen mit ihren 3 Kindern und 3 ihrer Verwandten in den Schoß unserer hl. Kirche aufgenommen. Endlich hatte sie gefunden, was sie solange gesucht, den katholischen Glauben und mit ihm Glück und Zufriedenheit.



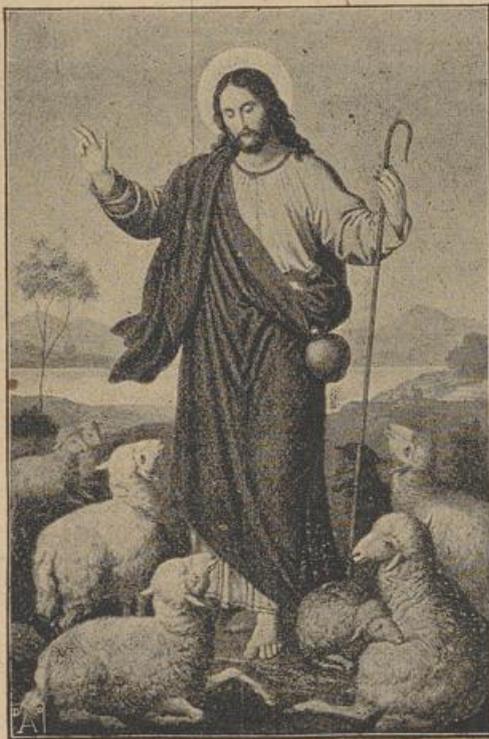


Bilderbogen aus Afrika.

Von einem Missionsbruder.

Einheimische Priester und Ordensleute.

Man sagt, daß, wenn bei einem Volke die Religion einmal festen Fuß gefaßt hat, bald solche zu finden sind, welche sich dem Herrn auf besondere Weise weihen wollen, indem sie sich dem Priesterstande oder dem Ordensstande zuwenden. Auch hier unter den Schwarzen von Südafrika zeigen sich allmählich solche Früchte der Religion. Wir haben bereits vier schwarze Priester und im Basutolande ist schon ein ganzes Kloster mit ungefähr 40 schwarzen Schwestern; gerade gegenwärtig ist wieder eine starke Bewegung in dieser Richtung. Es haben sich bereits einige zum Priestertum gemeldet. Solchen ist bereits Gelegenheit gegeben zum Studieren. Zeigt sich, daß sie wirklich Beruf haben, dann können sie fertig studieren bis sie geweiht werden können. O, wie schön wäre es, wenn auf jeder Station einer oder zwei seeleneifrige, schwarze Priester wären! Wieviel Gutes könnten sie tun, denn sie besäßen das Vertrauen der Schwarzen noch weit mehr als die weißen Missionare. Unter den Mädchen regt es sich noch mehr in dieser Hinsicht. Fast auf jeder Station sind mehrere solcher Jungfrauen, welche nicht heiraten wollen und welche mit Freuden der Gründung eines Klosters für Schwarze entgegen-



fähen In der That ist man daran, ein solches zu errichten. Es ist noch nicht angefangen, aber hoffentlich wird es nicht mehr zu lange dauern, bis man ans Werk geht. So meinte schon vor Jahren ein Mädchen: wie schön wäre es, wenn ein Kloster errichtet würde, damit sie und solche, welche gleiche Gesinnung haben, eine Heimat fände. Ein anderes Mal sagte mir dieses Mädchen: Und wenn ich auch nicht das Glück haben sollte, Klosterfrau zu werden, Gott weiß doch, daß ich den Willen dazu habe und deshalb wird er auch mein Opfer annehmen. Ja, möge der Herrgott auch unter den Schwarzen seine Auserwählten auslesen, welche ihm in besonderer Weise anhangen, wie dies bei allen Völkern der Fall ist.



Leidenschule.

Schon öfters, wenn ich in den Wald ging oder von dort zurückkehrte, und bei solchen Gelegenheiten einen kurzen Besuch in der Kirche machte, sah ich dort einen unserer Knaben, der, weil er krank ist, die Schule nicht besuchen kann. Er ist schon über die Schuljahre hinaus, aber hier in der Mission geht es nicht so genau; es ist schon öfters da gewesen, daß sich der eine oder andere rasieren mußte, um nicht als härtiger Mann unter den Kindern sitzen zu müssen. Als ich ihn nun so oft sah, kam mir unwillkürlich der Gedanke: Wie hilft Gott so manchem Menschen, indem er ihn krank werden läßt. Besagter Bube war immer brav und ist es auch jetzt noch, aber wer weiß was aus ihm würde, wenn er vollkommen gesund wäre. Es wäre nur zu leicht möglich, daß er auch in die Stadt gehen würde, wie seine Kameraden, um dort um Tugend und gute Sitte zu kommen. So aber treibt es ihn, in die Kirche zu gehen, und dort zu beten. Er hat mich schon einige Male gebeten, für ihn zu beten, ich weiß nicht, warum, mag sein, daß er wieder gesund werden will oder er hat vielleicht etwas anderes, Höheres im Sinn; ich habe nämlich munkeln hören, daß er Priester werden wolle. Möge der liebe Gott ihm beides verleihen, uns aber die Gnade geben stets zu erkennen, daß das, was Gott mit uns tut, immer wohlgetan ist und uns nur zum Heile sein kann, wenn wir es nicht absichtlich zu unserm Unheil wenden.



Missionsideale und Wirklichkeit.

Solche, welche in die Mission gehen wollen, sehen sich oft enttäuscht, wenn sie einmal wirklich dort sind. Die einen bilden sich ein, daß die Schwarzen ein Volk sind, vor welchem man sich hüten muß, um nicht lebendig aufgeessen zu werden; sie stellen sich die Schwarzen vor als echte „Wilde“ im wahren Sinne des Wortes. Andere hingegen wieder, besonders solche, welche viel Missionschriften lesen, meinen, die Schwarzen seien schon vollendete Heilige. Solche bedenken zu wenig, daß in solchen Schriften mehr oder weniger von Erfolgen die Rede ist, d.

h. von solchen Leuten, die mit der ihnen angebotenen Gnade mitwirken und somit den Erwartungen des Missionars entsprechen. Die Schreiber solcher Artikel finden es ganz überflüssig, von den anderen viel zu reden, denn jeder wird leicht glauben, daß auch die Schwarzen reichlich mit Untugenden ausgestattet sind, worüber sich ja keines von uns Evasfindern zu beklagen hat. Im großen Ganzen hat der Dichter ganz recht, wenn er sagt:

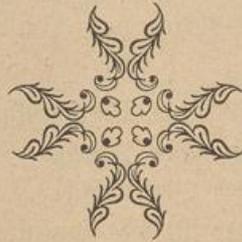
Menschen sind die Menschenkinder
Aller Zeiten, aller Zonen,
Ob sie unter Birkenbüschen,
Ob sie unter Palmen wohnen.



Bei der Wahrsagerin. (Die Ziege, die auf dem Bild sichtbar ist, ist Bezahlung.)

Deshalb urteilt der am richtigsten, welcher die Schwarzen sich vorstellt nach des Dichters Worten. Natürlich muß man auch auf Sitten, Gebräuche und Hautfarbe Rücksicht nehmen; aber das Fühlen und Denken des Herzens ist so ziemlich gleich dem der Weißen. Was nun die ersteren Beurteiler betrifft, so finden sich solche leicht zurecht mit den Schwarzen, denn sie finden sie ja viel besser, als sie sich dieselben vorgestellt haben. Für die letzteren Beurteiler hingegen ist es viel härter, sich zurechtzufinden, denn wenn sie sehen oder erfahren, daß auch ein Schwarzer faul, ungehorsam, trotzig sein kann, dann sehen sie sich in allen Hoffnungen enttäuscht. Wenn man so das Leben und Treiben der Weißen, hier

in Südafrika und auch in Europa betrachtet, so fühlt man sich wirklich geneigt, den Schwarzen den Vorzug zu geben.



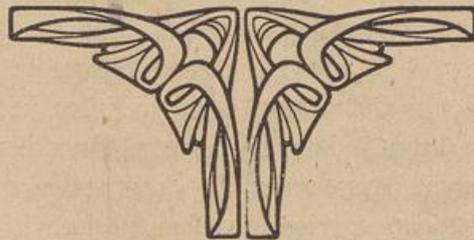
Berrichte Deine Werke in guter Meinung.

Robert, ein frommer Vater, stand, bevor er irgend ein wichtiges Geschäft unternahm, immer eine Weile still und in Gedanken vertieft. Einer seiner Söhne, der ihm einmal eine besondere Angelegenheit vorgetragen hatte und seine Entscheidung erwartete, fragte ihn:

„Was sinnst du? Warum gibst du mir keine Antwort?“

Der Vater erwiderte: „Mein Sohn, du hast unlängst, als wir im Walde waren und Holz spalteten, einen Jäger gesehen, der im Begriffe stand, zu schießen. Du wirst bemerkt haben, wie er stille stand, das Gewehr richtete, das Ziel stark ins Auge faßte und dann erst den Schuß abgab. So mache ich es auch, so oft ich etwas zu unternehmen oder anzuordnen habe. Ich faße das Ziel und Ende erst ins Auge; ich frage mich, ob das, was ich tun will, zur Verherrlichung Gottes und zum Heile meiner Mitmenschen diene. Denn ohne dies wäre es ganz und gar unnütz. Ich überlege wohl, ob durch die Art und Weise, wie ich das Geschäft auszuführen gedenke, das Ziel und Ende auch sicher erreicht werde. Die rechte Absicht, oder, wie man zu sagen pflegt, die gute Meinung, in der wir etwas tun, gibt unseren Handlungen erst wahren Wert. Ob wir unsere Absicht erreichen oder nicht, hängt von Gott ab. Ihm müssen wir all unser Tun und Lassen anempfehlen und können dann ruhig und getrost sein, was auch geschehe.“

„Meine ganze Sorgfalt will ich anwenden, daß alle meine Werke gut seien und mich gut machen und zu Gott führen.“



Roswitha.

Eine Klostergeschichte von Maurus Carnot.

Nachdruck verboten.

Die Erzählung ist im Verlag des Art. Institut Orell Zühl in Zürich erschienen.

Die letzten Aftern blühten im Klostergarten zu Gandersheim. Viele Wandervögel kamen über das Harzgebirge gezogen und Roswitha hatte jede eine wehmütige Freude, wenn sie vom Fenster aus zusah, wie die kleinen Südländspilger auf dem Dachgiebel der Kirche oder auf der hohen, gezackten Gartenmauer Rast hielten. Sie hätte so gerne den Scheidenden ein Liedchen gedichtet. Aber in deutschen Zeilen ging es nicht. Die deutsche Sprache sei so rau und hart, hatte Schwester Rikkardis ihren Schülerinnen so oft und oft gesagt, daß Roswitha es fest glaubte. Und lateinisch? Freilich war Kunrads Tochter durch ihren leidenschaftlichen Fleiß in der Sprache der alten Römer so weit vorgerückt, daß Hildegardchen — es war ein heißer Augustnachmittag — zornig den Griffel zerbrach, als die gestrenge Meisterin Rikkardis sagte: „Schau, Roswitha hat nach dir angefangen und ist beinahe die Erste!“ Aber zu einem lateinischen Abschiedsliede an die Vögel langte Roswithas Latein noch nicht. Wohl hatte sie an einem Abend eines angefangen und des Nachts, selbst in ihren Träumen Zeile an Zeile gereiht. Als sie aber am folgenden Tage in der Schulstunde ihren Pergamentstreifen hervorzog und der Lehrerin Rikkardis ihn darreichte, fing diese zu lesen an: *Valete aves avolantes* — — und zerriß das Blatt, indem sie das strenge Urteil fällte:

„Roswitha, das ist eine Spielerei. Und den Pergamentstreifen mit solchen Träumereien entweihen! Keinen Begriff von langen und kurzen Silben! Spielerei, weiter nichts! Geh heute zur Frau Aebtissin und bekenne deine Schuld! Und von mir erhältst du zur Strafe: des Cornelii Nepotis Aristides ganz auswendig lernen!“ —

Das war allerdings eine kleine Genugtuung für Hildegardchen, aber für Roswitha eine bittere Enttäuschung. Zwar, das Schuldbekennnis von Aebtissin Gerberga machte ihr das Herz nicht schwer, auch des langweiligen Nepos Aristides machte ihr gutes Köpfchen nicht schwer; aber ihr erstes lateinisches Liedchen in Stücke zerrissen! War das nicht, als hätte man ihr erstes Briefchen an ihre himmlische Schwester Poesie zerrissen!

Roswitha verschob ihr Schuldbekennnis in der Aebtissinzelle bis zum Abend. Inzwischen hatte Schwester Rikkardis Zeit gefunden, Mutter Gerberga vom Vorfall zu enterrichten. Diese hörte, am Fenster sitzend, ruhig zu, auch dann, als Rikkardis ernst sagte: „Roswitha ist eine — *poetria*; wie sagt man das deutsch? — Eine Närrin, eine Schwärmerin, und diese passen nicht in ein Kloster! Diese haben Flügel und flattern leicht über die Klostermauern, flattern zu Blumen, und, wenn es sich trifft, ins Feuer! Gnädige Frau Aebtissin, redet doch der Roswitha recht ins Herz hinein!“

Mild entgegnete Gerberga: „Poesie ist doch eine Himmelsgabe und führt

zum Himmel, wenn man sie nicht mißbraucht! Schaut, gute Rikkardis: ich habe da die römischen Dichter — in meiner geweihten Zelle! Heilige sind es nicht, aber sie haben doch auch gute Stunden gehabt, und es kommt mir vor, als seien an ihren Sümpfen doch auch Weinstöcke mit guten Reben.“

„Ich kenne sie wenig, nur einige Verse. Aber ich meine, unsere Schülerinnen und junge Nonnen sollen nicht naschen! Sie essen sonst auch giftige Kirschen!“

„Liebe Rikkardis, macht mir eine Freude!“

„O gerne, welche, Domina Abbatissa?“

„Gebt mir täglich für eine Stunde lang, nach der Vesper, unsere Roswitha! Ich will sie mit den römischen Dichtern bekannt machen. Es soll ihr nicht schaden, und mir, o, mir tut es gut! Denn schaut nur, ich muß so vieles tun, was so himmelweit von der Poesie abliegt; seht nur einmal das Registrum an!“

Schwester Rikkardis hatte nicht mehr Zeit, das Registrum, das auf dem Tische lag, zu betrachten; denn es klopste ungestüm.

„Da kommt unsere liebe Sünderin, das ist ihr Finger,“ flüsterte Gerberga. Auf ihr lautes „Deo gratias“ stand Roswitha mit lächelndem Antlitz zwischen Türe und Pfosten. Röte überslog ihre Wangen. Ihre Augen glänzten bald zur milden Mutter hin, bald zur strengen Richterin, die beide schwiegen.

„Aber — — jetzt brauche ich meine Schuld nicht mehr zu bekennen, ich bitte nun um eine Buße. —“

„Liebe Schwester, geht, ich will alles ordnen.“

„Benedicite,“ sagte Rikkardis leise, verneigte sich und ging zur Türe, wo sie sanft Roswithas Hand von der Falle löste und flüsterte: „Die Buße wird nicht allzu hart ausfallen.“ —

So waren sie allein, Mutter und Tochter. Beide schwiegen ein Weilchen, während draußen der rauhe Herbstwind klagte.

„Roswitha,“ begann Gerberga mild, „wir wissen beide, warum du in meiner Zelle stehst, du brauchst nichts mehr zu bekennen.“

„Aber ich wüßte auch nicht, welche Schuld ich bekennen müßte,“ entgegnete Roswitha und gab ihren Worten den Ton einer unschuldig Verklagten. Sogleich aber fügte sie bei: „Ja, das kostbare Pergament hätte ich für mein Lied nicht verschwenden müssen.“

„Allerdings nicht, Roswithchen; denn ich meine, du hättest es für bessere Lieder aufbewahren sollen.“

„Also doch für Lieder? Ist's kein Unrecht, wenn ich an Lieder denke? O, ich will schon zuwarten, bis sie besser gelingen —“. Roswitha hielt die gefalteten Händchen vor ihren hellen Mund.

Gerberga mußte lächeln, nahm Roswitha bei der Hand führte sie ans offene Fenster.

„Warum willst du Lieder machen?“

„O, das weiß ich nicht; vielleicht, weil ich ein so unruhiges Herzchen habe und nicht ruhig bei der Arbeit bleiben kann wie andere Menschen.“

„Arbeitest du nicht gerne, Roswitha? Hast du früher nicht gearbeitet?“

„Doch, doch! Aber wenn ich so in unserem Burggarten die Erde umstechen mußte oder mit der alten Magd Unkraut jäten, da mußte ich nach einem Weilchen wieder ein Steinchen in die Schlucht hinabschleudern oder nach dem Vogelneft sehen oder ich bat die alte Magd, mir ein Märchen zu erzählen oder —“

„Poetria, poetria,“ lächelte Gerberga.

„Aber was heißt das?“

„Ja, das kann ich dir nicht sagen.“

„Ist es etwas so Böses?“

„Das gerade nicht, aber —“

„Aber, o liebe Frau Mutter, ich bitte!“

„Die gute, ernste Schwester Rikkardis hat es übersetzt mit Närrin, Träumerin, Schwärmerin. —“

„So?“ Roswitha schüttelte unwillig das Köpfchen; dann aber lachte sie: „Sie hat recht, das ist's! Aber wer mag auch den ganzen Tag den langweiligen Nepos lesen? Ich nicht!“

„Den ganzen Tag? Man betet, man geht im Garten auf und ab, man lernt Psalmen, man schreibt Rollen ab, man macht Altartücher, man — hat so immer so wenig Stunden im Tage, das sind die glücklichsten Tage.“

„Aber liebe Frau Mutter, ich habe etwas auf dem Herzen, das ich nicht sagen kann. —“

„Roswitha, sitz und sag es der Mutter!“

Roswitha setzte sich und lehnte das Haupt an das offene Fenster, und während ihr Blick auf das Glas fiel, sah sie in einer mit Bleirändern eingerahmten Scheibe sich selbst mit den träumerischen Augen im blühenden Gesichtchen und mußte lächeln. „Roswitha, ja du Närrin, Träumerin,“ sagte sie errötend und wendete sich vom Fenster weg hin zur Aebtissin, die an der Mauer saß, die weißen Hände auf dem Schoß ineinander verschlungen.

„Roswitha, hast du Heimweh?“

„Ein kleines Heimweh schon, aber das haben alle.“

„Bist du unzufrieden?“

„Nein, nein, nicht ein Stündchen.“

„Was fehlt denn?“

„O, wenn ich sehe, wie die lieben Schwestern so ruhig beten können, und wie ihr Antlitz immer so gleich ruhig ist, immer die gleichen Linien hat, gerade, als sei es vom schönsten festen Marmor, — dann —“

„O, meinst du, die lieben Schwestern sollten traurig sein? Nein, nein, der Heiland will doch, daß seine Bräute ihm lächelnd nahen —“

„Ja, ja, aber ich meine, ich könnte das nicht, wenn —“

„Wenn?“

„Roswitha sprang rasch auf und zitterte: „O, ich habe etwas in mir, und wenn ich das nicht lieben und üben kann, dann meine ich, ich könnte auch dem lieben Gott nicht ruhig und freudig dienen.“

Gerberga war erstaunt und betrachtete mit ängstlichem Blick ihre geistliche Tochter. Aber ihr Mutterauge konnte nichts Böses entdecken. Und jenes Etwas, das durch Roswithas Glieder fuhr und wie ein Feuer aus den Wangen hervorbrechen wollte, ward von der guten Mutter als — Himmelsgabe erkannt.

Gerberga stand auch auf, legte ihre weiche Hand an Roswithas warme Stirne und bog sanft das Mädchenantlitz etwas zurück, so daß die Augen auf das große Kreuz fielen, das hoch an der Mauer hing.

„Roswitha, verliere das Kreuz nicht aus den Augen und dann fürchte dich nicht!“
(Fortsetzung folgt.)

Messopfer und Kommunion

Die größten Gnadenquellen der katholischen Kirche

103 Seiten Kleinoctav, in Leinen gebd. Preis: Schweiz fr. 0. 50
Elsaß und Luxemburg fr. 1. — Südtirol Lire 1. 20 Tschechoslo-
wakei Kr. 3. (portofrei).

Aus dem Inhalt:

Kurze Abhandlung über die **Würde und den Wert** des heiligen Messopfers;
die **Gnaden und Früchte** des heiligen Messopfers; die **Teilnahme**
beim heiligen Messopfer. ··· **Messgebete.** ··· Von der **heiligen**
Kommunion. ··· **Eucharistische Stationen = Andacht.**

Ueber das Büchlein wird uns von geschätzter Seite geschrieben: Die Abhandlungen sind durchwegs kernig und mit vieler Liebe zum eucharistischen Opfer verfaßt. Sie sind dazu angetan, auch in andern die Liebe zum hl. Messopfer zu wecken und zu vertiefen. Besonders gefällt es uns, wie der Verfasser es versteht, den engen Zusammenhang zwischen Christi Leiden und dem Allerheiligsten Altarsakrament in der eucharistischen Kreuzwegandacht herauszuheben. Wir stehen nicht an, dem Büchlein einen möglichst großen Gebraucherkreis zu wünschen. Besonders dürfte es eine willkommene Gabe für die Erstkommunikanten sein, aber auch ältere Leute dürfte sein Inhalt ansprechen und neben diesem das handliche Format ihm manchen Freund gewinnen wird. Pfarrer R.

Zu beziehen durch

Missionsdruckerei St. Joseph
Reimlingen (Schwaben)

oder den auf der Umschlagseite angegebenen Vertretungen.

Nachdruck sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur P. A. Tremel in Loth a. M.
Druck u. Verlag: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen (Schwaben).

Briefkasten!

Beckum: Herzliches Vergeltsgott den lieben Kindern für die gütige Sendung zum Wohle der armen Heidenkinder. — M.-Gladbach: Betrag dankend erhalten. Vergeltsgott! — B.-Holzheim: Beide Sendungen dankend erhalten. — M.-Gladbach-Lürrip: Kalenderbetrag dankend erhalten. — E. V.: 3 Heidenkinder als Dank für das glückliche Gelingen einer schweren Operation. — Drove: 1 Cajetan als Dank. Vergeltsgott! — Erwitte: P. W. — Cöln: St. Antonius hat geholfen. — Hohenhäuslingen: Erh., wird hwgt. — M. S. in L.; Brief mit Betrag erh., wird bestens besorgt! — Diekirch: „Gottvergelts“ für Maria, Maria Margaretha, Theresie Margaretha, Antonius und Adolf. — M.-Gladbach-Eicken: 1000 M., Vergeltsgott. — Erefeld: Dank dem hl. Joseph für seine Hilfe. — Bildstock: 1000 M. als Dank für Hilfe im Stall. „Vergeltsgott!“ — Eupen: Wertbrief angekommen. „Gott vergelts!“ — Delbrück: 500 M. als Dank für wiedererlangte Gesundheit. — Essen-West: 1000 M als Dank zu Ehren des hl. Judas Thaddäus. — Bensberg-Refreth: 1500 M., ein Gerhard und Almosen als Dank. — Aachen: 400 M. für die Heidenkinder von der 4. Mädchenklasse St. Jakob A. — Waldorf: Gabe zu Ehren des hl. Antonius dankend erhalten. Gott vergelt's!“ — Neuenkirchen, Bröl b. Hennes, Gladbach — Lürig, Leithe L. Z., F. J. in Ayl: Gabe dankend erhalten. A. Bertels in Neuwied: Dank dem hl. Judas Thaddäus. — Bröl: Gabe dankend erhalten. — M. Gladbach — Lürig: Sendung dankend empfangen. — Berlin: Gabe als Dank erhalten. — S: W. B. 500 M dankend erhalten. — Gmünd: 1000 M für Heidenkinder und Almosen erhalten. — Gemmenhofen: E. J. 550 M für Bergigmeinnicht und zum Studienf. erhlt. — Mannheim: 1000 M. — Grünstadt: Päckchen mit Staniol und Briefmarken erh. — Scheidegg: Ihre Sendung dankend erhlt. — Tschirn: J. R. 500 M dankend erhalten. — Geiselsbründ: 300 M erhlt. — Aus Brunnen (b. Schrbhsn.) 9000 M für Heidenkinder. — Kofstelzen: die Briefmarken waren gut: Dank den Mädchen für die Sammlung. — Eibelstadt: Betrag für ein Heidenkind. „Philipp Mois.“ — Burggrumbach: Betrag für ein Heidenkind. „Georg“.—

MEMENTO.

Ehrw. Schwester Bona, Kamen. — August Schramm, Birkesdorf. — Clara Klein, Wormeldingen. Maria Bring, Eweiler. Katharina Kurth, Kendenich. Frau Friesenhahn, Oberwesel. Frau W. und Joseph Beuel, Brand. Johann Sonnenschein, Essen. Wilhelm Esser, Lommerstum. Frau Friesenhahn, Oberwesel. Mathias Schuhmacher, Düren. Katharina Laufer, Essen West. Frau Johann Stein, Kail. Frau Katharina Thebaath, Düsseldorf. Heinrich Bockmann, Märschendorf. Heinrich Mohr, Rattenheim. J. Wilhelm, Illerich. Jak. Clemens, Frau M. Clemens, Frau Franziska Hennen. Adam Schäfer, Kockenberg. Frau Degenhard, Olpe. Johann Gretchen, Rattenheim. Sybilla Dedammer, Höttingen. Emma Herrmann, Dorfprozelten. Hochw. Herr Prälat Dr. Fischer, Würzburg. Kunig. Kemmer, Allersheim. Marg. Lammersberger, Eschendorf. Anna Maria Eichhorn, Holzkirchhausen. Luitgard Falk, Siegelbach. Regina Seidenthal, Sabina Reith, Motten. Johann Schilling, Kirchachern. Joseph Ubrich, Weigeldshofen. Fr. Simler, Schwobsheim, Kath. Fellner, Hackenberg. Kath. Koith, Seebarn. Franz, Bühl. Joseph Löffler, Laupheim. Wilhelm Mezger, Billingshalden. Joseph Hofert, Merdingen. Josephina Wohlfahrt. Werbach; Herr Paul, Frau Tale, Therese Haaf, Straubing. Rosa Bauer, Derndorf. Donat Pauli, Derching. Lieb Kath. Reusenhof. Philomena Müller, Hartmannsdorf. Walburga Wild, Rohr. Maria Wadulla, Königshütte. Konrad Schehl, Erlenbach. Christina Kockenzahn, Killiansdorf. Therese Belzer, Stadt Liebau. Joseph Stemmer, Neufkirchen. Herr Zill, Kempten. Magdalena und J. Baptist Stocky, Schneetal. Maria Kellner, Laitenhausen. Herr Sirch, Memmenhausen. Johann Schneider, Reuth. Georg Walz, Reuth. Maria Ranz, Staudach.



Das Vergnügen hat schon seit vielen Jahren Auszüge aus den Briefen der Wohltäter gebracht. Immer wieder schreiben so manche, daß sie gerade durch das Lesen solcher Briefe wieder zum Gottvertrauen u. Gebet angeregt wurden. Mit der Veröffentlichung dieser Briefe soll allerdings kein Urteil darüber gefällt werden, ob diese Erhörungen, Wirkungen eines frommen Gebetes, auf gewöhnl. oder außergewöhnlichem Wege eingetreten sind. Es ist sicherlich von großem Wert, wenn in unserer oft so glaubensarmen Zeit Beispiele von Gottvertrauen u. Gebetsgeist angeführt werden. Wenn dadurch in manchen Seelen, die in leiblichen oder seelischen Schwierigkeiten sich befinden, wieder die Erinnerung wachgerufen wird, daß sie ein Kind Gottes sind, daß die Heiligen ihre himmlischen Freunde sind, u. daß sie darum vertrauensvoll zu ihrem himmlischen Vater und den lieben Heiligen gehen dürfen, so wäre genug erreicht.

Durch die Fürbitte des hl. Antonius, des hl. Franziskus, des hl. Joseph und Judas Thaddäus bin ich von einem schweren Leiden innerhalb 48 Stunden befreit worden. — Dank der immerwährenden Hilfe, dem hl. Antonius und den armen Seelen für wiedererlangte Gesundheit. — 100 M als Dank der lieben Muttergottes, dem hl. Joseph und Antonius für Gebetserhörung in großer Geldangelegenheit. — Dank dem hl. Antonius für einen wiedergefundenen Ring. — Dank dem hl. Antonius für günstige Stellung, nachdem ich ein- einhalb Jahre ohne Arbeit war. — Dank dem hl. Joseph und der Ib. Muttergottes. — Dank für Wiedererlangung der Gesundheit eines sieben Monate alten Kindes. — Dank dem heiligen Antonius für Erhörung. — Dank dem hl. Joseph und Antonius für Erhörung in einem Anliegen. — Dem hl. Antonius meinen innigsten Dank für erhörte Bitte in einem schweren Sieberleiden. — Dank dem hl. Antonius für erhaltene Gnaden. — Dank der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph und Antonius für Erlangung guter Stellung. — Innigen Dank der schmerzhaften Muttergottes und dem hl. Joseph für Hilfe in schwerer Krankheit. — Dank für glückliche Operation. Dank dem hl. Herzen Jesu, Maria von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph und der hl. Rita in schwerem Anliegen. Heidenkind war versprochen. — Dank dem hl. Antonius für Wiederfinden eines wertvollen Gegenstandes. Größeres Missionsalmosen wurde gespendet. — Dank der lieben Muttergottes, dem hl. Joseph und der hl. Rita in schwerem Anliegen. — Dank für auffallende Genesung eines schwerkranken Kindes. — Innigen Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der Ib. Muttergottes und den armen Seelen für auffallende Hilfe in schweren häuslichen Anliegen. — Innigen Dank dem hl. Antonius, sowie dem hl. Gerard Majella für auffallende Hilfe in großen Anliegen. —

Abf.: Missionsdruckerei St. Joseph
Reimlingen (Schwaben).

Zeitschriften.



Verkaufe

am Bodensee in der Nähe von Rorschach ein gut gebautes Haus m. Gemüsegarten (das ganze Jahr trockener Keller), mit drei abgeschl. Wohng., Wasser, Gas u. Elektr. nebst Waschraum u. Badezimmer und unter dem Parterre trock., abgeschl. Raum für eine Werkstatt Verhältn. halber sehr billig (das Parterre wäre auch für ein Ladengeschäft sehr passend).

Schriftl. Anfragen an d. Mariannahiller Miss. Vertretung, Gersau (Schweiz).